

Peter Gstettner, Gernot Haupt

menschenwürde statt almosen

Sozialarbeit – Schule – Gesellschaft

schulheft 132/2008

StudienVerlag

IMPRESSUM

schulheft, 33. Jahrgang 2008

© 2008 by StudienVerlag Innsbruck-Wien-Bozen

ISBN 978-3-7065-4557-0

Layout: Sachartschenko & Spreitzer OEG, Wien

Umschlaggestaltung: Josef Seiter

Printed in Austria

Herausgeber: Verein der Förderer der Schulhefte, Rosensteingasse 69/6,
A-1170 Wien

Grete Anzengruber, Ingolf Erlner, Barbara Falkinger, Anton Hajek, Norbert Kutalek, Peter Malina, Heidrun Pirchner, Editha Reiterer, Elke Renner, Erich Ribolits, Michael Rittberger, Josef Seiter, Michael Sertl, Karl-Heinz Walter, Reinhard Zeilinger

Redaktionsadresse: schulheft, Rosensteingasse 69/6, A-1170 Wien; Tel.: 0043/ 1/4858756, Fax: 0043/1/4086707-77; E-Mail: seiter.anzengruber@uta-net.at; Internet: www.schulheft.at

Redaktion dieser Ausgabe: Peter Gstettner, Gernot Haupt

Verlag: Studienverlag, Erlenstraße 10, A-6020 Innsbruck; Tel.: 0043/512/395045, Fax: 0043/512/395045-15; E-Mail: order@studienverlag.at; Internet: www.studienverlag.at

Bezugsbedingungen: schulheft erscheint viermal jährlich.

Jahresabonnement: € 27,-/47,50 sfr

Einzelheft: € 10,60/19,90 sfr

(Preise inkl. MwSt., zuzügl. Versand)

Die Bezugspreise unterliegen der Preisbindung. Abonnement-Abbestellungen müssen spätestens 3 Monate vor Ende des Kalenderjahres schriftlich erfolgen.

Aboservice:

Tel.: +43 (0)1 74040 7814, Fax: +43 (0)1 74040 7813

E-Mail: aboservice@studienverlag.at

Geschäftliche Zuschriften – Abonnement-Bestellungen, Anzeigenaufträge usw. – senden Sie bitte an den Verlag. Redaktionelle Zuschriften – Artikel, Presseaussendungen, Bücherbesprechungen – senden Sie bitte an die Redaktionsadresse.

Die mit dem Verfasseramen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion oder der Herausgeber wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernehmen Redaktion und Verlag keine Haftung. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Offenlegung: laut § 25 Mediengesetz:

Unternehmensgegenstand ist die Herausgabe des schulheft. Der Verein der Förderer der Schulhefte ist zu 100 % Eigentümer des schulheft.

Vorstandsmitglieder des Vereins der Förderer der Schulhefte:

Elke Renner, Barbara Falkinger, Michael Rittberger, Josef Seiter, Grete Anzengruber, Michael Sertl.

Grundlegende Richtung: Kritische Auseinandersetzung mit bildungs- und gesellschaftspolitischen Themenstellungen.

INHALT

Vorwort	5
Peter Gstettner Die eingeschlossenen Ausgeschlossenen. Zum gesellschaftlichen Umgang mit Fremdheit	9
Helmut Spitzer Soziale Arbeit in Österreich. Anmerkungen zum Verhältnis von Sozialarbeit und Sozialpädagogik	18
Tanja Kaizar Pflegenotstand in Österreich	31
Helmut Spitzer Die Entdeckung des Alters. Konturen einer Sozialen Arbeit mit alten Menschen	46
Bernd Stickelmann Schulsozialarbeit als Sozialraum	55
<i>Erfahrungen machen zwischen Schule und Jugendhilfe als Alltagsbewältigung für Kinder und Jugendliche</i>	
Peter Malina „ ... Ausgrenzen, kontrollieren, selektieren ...“	67
<i>Zur Missachtung der Menschenwürde durch die Fürsorge im Nationalsozialismus</i>	
Klaus Ottomeyer Sozialarbeit der Zukunft	82
Elisabeth Heidegger-Tölderer Theater schafft Forum. Forumtheater als Methode in der sozialpädagogischen Praxis	94
Elisabeth Heidegger-Tölderer Spiele, um zu verändern. Praxisbeispiel Forumtheater	103

Kärntner Berufsverband der SozialarbeiterInnen	
Konzept Schulsozialarbeit	112
Forderungskatalog der SozialarbeiterInnen	120
Karlheinz Simonitsch	
„Reichsausschusskind“. Das Denkmal für die Opfer der Fürsorge im Nationalsozialismus	133
Peter Gstettner	
Es begann in den Köpfen und endete in Flammen	135
<i>Ansprache zur Enthüllung des Denkmals für die Opfer der Fürsorge im Nationalsozialismus</i>	
Autor/innen	141

Vorwort

„Lehrer fühlen sich von Erziehungsaufgaben überfordert und wünschen sich Unterstützung durch Sozialarbeiter.“ (Der Standard, 28. 11. 2008) Dieses Ergebnis einer österreichweiten Umfrage unter LehrerInnen aller Schultypen spiegelt die Stimmung in vielen Schulen, aber auch in der öffentlichen Meinung wider. Wurde bisher die Lösung unbearbeiteter Probleme von Jugendlichen den LehrerInnen und der Schule zugeschoben, erwartet man sich diese nun von der Sozialarbeit. Dabei bleibt das, was unter Sozialarbeit verstanden wird, sehr vage. Das strafweise Zusammenkehren des Raucherareals am Schulhof wird ebenso als „Sozialarbeit“ bezeichnet wie unqualifizierte Hilfsdienste in sozialen Einrichtungen. Nur wenige wissen genauer Bescheid, was professionelle Sozialarbeit eigentlich ist, will und kann. Dieses Schulheft soll deshalb zu einem klareren Bild der Aufgaben, Ziele und Grenzen der Profession Sozialarbeit beitragen und ihren gesellschaftlichen Stellenwert deutlich machen.

Eine Grundlage dafür sind die Ergebnisse der Internationalen Bundestagung der SozialarbeiterInnen „Menschenwürde statt Almosen“ (vgl. www.menschenwuerde.at), die vom Kärntner Berufsverband der SozialarbeiterInnen organisiert wurde und eine Standortbestimmung in den einzelnen Handlungsfeldern der Sozialarbeit darstellte. Der größte Teil der Artikel dokumentiert die Referate und Arbeitskreise dieser Tagung. Ergänzt werden diese um einige weitere Beiträge (Spitzer, Kaizar), die das Augenmerk auf immer wichtiger werdende Arbeitsfelder der Sozialarbeit richten und den Blick auch über Österreichs Grenzen öffnen (Stickelmann).

Eröffnet wird das Heft von zwei Grundsatzartikeln. Zu Beginn zeigt **Peter Gstettner** in seinem Referat „Die eingeschlossenen Ausgeschlossenen“ die kritisch-emanzipatorische Aufgabe von Sozialarbeit und die besondere gesellschaftliche Verantwortung von SozialarbeiterInnen auf. **Helmut Spitzer** bemüht sich anschließend um eine Klärung der Begriffe „Sozialarbeit“ und „Sozialpädagogik“, indem er die historische Entwicklung der Aufgabenfelder und Ausbildungsmöglichkeiten in Österreich

herausarbeitet und Perspektiven für die weitere Entwicklung aufzeigt.

Die anschließenden Artikel wenden sich dann speziellen Handlungsfeldern der Sozialarbeit zu: **Tanja Kaizar** und **Helmut Spitzer** dem alten Menschen, einem Bereich, der in zunehmendem Maß nicht nur in der medizinischen, sondern auch in seiner sozialen Dimension von Bedeutung ist. **Bernd Stickelmann** wendet sich dem jungen Menschen im besonderen Umfeld der Schule zu. In Deutschland gibt es Schulsozialarbeit schon seit über 20 Jahren, insofern fußt sein Beitrag auf reicher Erfahrung, die für die langsam beginnenden Projekte in Österreich fruchtbringend ist.

Die beiden Beiträge von **Peter Malina** und **Klaus Ottomeyer** runden den theoretischen Teil ab, indem sie sich mit den gesellschaftlichen Funktionen von Sozialarbeit befassen, mit der Funktion der Ausgrenzung, Kontrolle und Selektion, wie sie in der „schwarzen Fürsorge“ des Nationalsozialismus praktiziert wurde (Malina), und mit der Funktion, die in enger Kooperation mit der Pflege und der Psychotherapie für eine Sozialarbeit der Zukunft prägend sein soll, nämlich der Fürsorge für die gesellschaftlich Abgehängten und Abgekoppelten (Ottomeyer).

Die praxisorientierten Artikel werden von **Elisabeth Heidegger-Tölderer** eröffnet, die zuerst die Methode des Forumtheaters von Augusto Boal darstellt, welche dann an einem konkreten Beispiel illustriert wird: Jugendliche, die bei „Neustart“ als KlientInnen betreut werden, spielen eine Szene aus ihrem Erfahrungshintergrund. Das Konzept des **Kärntner Berufsverbandes der SozialarbeiterInnen** zur Schulsozialarbeit zeigt auf, wie Sozialarbeit in der Schule konkret funktionieren könnte, welche Rahmenbedingungen geschaffen werden müssen, um sie erfolgreich durchführen zu können. Der **Forderungskatalog** der Arbeitskreise bei der Tagung „Menschenwürde statt Almosen“ schließlich macht deutlich, wo die organisatorischen, finanziellen und personellen Grenzen der Sozialarbeit derzeit liegen, die es zu beseitigen gilt, wenn Sozialarbeit ihre gesellschaftlichen Aufgaben wirklich wahrnehmen können soll.

Im Rahmen der Bundestagung wurde auch ein mobiles Denkmal für die Opfer der Fürsorge im Nationalsozialismus enthüllt,

das nun bei verschiedenen Veranstaltungen in ganz Österreich Anlass zur Reflexion über das eigene Berufsverständnis gibt. Der Kärntner Künstler **Karlheinz Simonitsch** beschreibt die Konzeption seiner Installation und **Peter Gstettner** stellt in seiner Ansprache zur Enthüllung die Erinnerung an die Verbrechen der Nationalsozialisten in einen größeren Zusammenhang, indem er betont, dass „das Unheil in den Köpfen begann“.

„In unseren Köpfen“ muss also ein richtiges Bild verantwortungsvoller Sozialarbeit entstehen. Dazu bedarf es gemeinsamer Anstrengungen auf politischer, gesellschaftlicher, aber auch kultureller Ebene. Nur wenn es uns gelingt, Sozialarbeit nicht auf eine Rolle der Feuerwehr bei Krisen in der Schule oder in anderen Arbeitsbereichen zu reduzieren, sondern sie als Grundfunktion einer Gesellschaft zu verstehen, die die Menschenrechte schützt und die Menschenwürde fördert, dann wird es auch möglich sein, sie im öffentlichen Bewusstsein so zu verankern, dass sie die entsprechenden organisatorischen und finanziellen Rahmenbedingungen erhält, ihre Aufgabe professionell zu leisten. Dieses schulheft soll ein Schritt in diese Richtung sein.

Gernot Haupt

Peter Gstettner

Die eingeschlossenen Ausgeschlossenen

Zum gesellschaftlichen Umgang mit Fremdheit.

Unter dem Titel „Die eingeschlossenen Ausgeschlossenen. Zum gesellschaftlichen Umgang mit Fremdheit“ möchte ich versuchen, zweierlei zu umreißen: einmal, gesellschaftliche Zustände und Verhältnisse, nämlich die des Einschließens und des Ausschließens, und zum anderen Tätigkeiten, Handlungen, die auch für die Praxis von Sozialarbeit relevant sein können – aber nicht nur für sie. Es geht um die Praxis bzw. Anwendungsgebiete aller Wissenschaften, die sich in kritischer, emanzipatorischer Absicht mit den Menschen und ihren Lebensverhältnissen beschäftigen. Insofern spreche ich nicht nur theoretisch über Sozialarbeit, sondern immer auch über die Praxis von Sozial- und Humanwissenschaften allgemein, also auch über meine eigene Praxis als Sozialwissenschaftler an der Universität Klagenfurt.

Ich werde also zunächst einen theoretischen Zugang zu der Frage skizzieren, was die Gesellschaft bewegt, wenn sie Modelle des Einschließens und Ausschließens entwirft und wenn sie entsprechende Institutionen gründet, die in der Dialektik von Einschließen und Ausschließen ihre Rechtfertigung suchen.

Jean Paul Sartre, um mit einem prominenten Gesellschaftskritiker zu beginnen, etwa nimmt zum Ausgangspunkt seiner historischen Reflexion die zutiefst negativen Erfahrungen der Europäer mit dem Faschismus und die ganz ähnlichen Erfahrungen jener Völker, die von Europa aus und von Europäern kolonialisiert wurden.¹ Bevor die „Festung Europa“ von Fremden nicht-europäischen Ursprungs bedrängt und bestürmt wurde, haben ja wir Europäer fremde Kontinente erobert, die Bevölkerung verklavt, ökonomisch ausgepresst, ihnen unsere abendländischen Gebräuche und Sitten aufgenötigt, ihnen unsere Sprache, unsere

1 Vgl. Fanon, F.: Die Verdammten dieser Erde. Mit einem Vorwort von Jean-Paul Sartre. Frankfurt 1981

Religion und unsere „Freiheit“ in Form des grenzenlosen Kapitalismus aufgezwungen. Und nun erlauben wir ihnen, in der bei uns vorherrschenden Verkehrsform der neoliberalen Marktwirtschaft ihr Leben zu fristen. Die existentiellen Erfahrungen der überwältigten Völker sind nach Jahrhunderten europäischer Unterwerfung und erfolgloser Rebellion demnach folgende: Keine Modelle des Einschließens und Ausschließens bergen irgendeine Chance auf Emanzipation. Sie bieten kein Versprechen auf eine positive Zukunft. Es gibt keinen Schimmer eines humanen Kerns im globalen Mechanismus sozialdarwinistischer Selektion.

Wichtige Analysen hat der Gesellschaftstheoretikers Michel Foucault² vorgelegt, der mich schon sehr früh angeregt hat, die psychologischen Mechanismen des Einschlusses und Ausschlusses zu überdenken.³

Foucault spricht von Grundmodellen der Ausschließung, die auf die alten Abwehrkämpfe der Gesellschaft gegen die zwei großen bedrohlichen Krankheiten zurückgehen, die Lepra und die Pest.⁴

Das Grundmodell, mit dem die Gesellschaft auf die **Lepra** reagierte, war die Ausschließung der Betroffenen in ihrer Gesamtheit. Die Folge war: Aussetzung an einem Ort, wo die betroffenen Menschen von der Gesellschaft isoliert waren, wo die Aussätzigen unter sich waren, eine Subkultur des Elends und des Siechtums, der Armut und der Behinderung ausbilden konnten, eine Subkultur, um die sich niemand weiter kümmerte. Die Aussätzigen waren gleichsam exterritorial im gesellschaftlichen Out. Das Funktionssymbol des Ausschlusses war die Mauer; was innerhalb der Mauer geschah, war fast schon „privat“, hatte niemanden zu interessieren. Lepradörfer waren gebrandmarkte Inseln des Elends, die niemand ohne besonderen Auftrag oder „Sendung“ betrat.

Solche stigmatisierte Inseln von eingeschlossenen Ausgeschlossenen waren ab dem Mittelalter in einer etwas abgewan-

2 Foucault, M.: Überwachen und Strafen. Frankfurt 1977

3 Gstettner, P.: Die Eroberung des Kindes durch die Wissenschaft. Rowohlt 1981

4 Vgl. Weigelt, P.: Mauern und Schlüssel: Lepra und Pest. In: Psychologie und Gesellschaftskritik Heft 2/3, 1981, S. 95-106

delten Form auch für die jüdische Bevölkerung vorgesehen, die in den europäischen Städten in Gettos gezwungen wurde, längst bevor der Faschismus an die Macht kam. Die jüdischen Gettos waren von Mauern umgeben, in Venedig zusätzlich von Wasserkanälen. Die Kontrolle wurde von den Herrschenden an den Gettotoren ausgeübt. Innerhalb des Gettos waren die Juden weitgehend unter sich. Es konnte sich eine Subkultur ausbilden, die meistens Anlass für zusätzliche Diffamierung durch die Mehrheitsbevölkerung war. Oft waren die jüdischen Gettos allerdings der einzige Ort, der den Juden Zuflucht und Schutz bot. Die Mauern boten Sicherheit, ermöglichten ungehinderte Religionsausübung und traditionelle Lebensweisen. Die „jüdische Identität“ schien innerhalb der Mauern gesichert, zumindest eine gewisse Zeit hindurch – bis zum nächsten Pogrom, bis zur nächsten Vertreibung, bis zum nächsten Vernichtungsfeldzug der Mehrheitsbevölkerung anderen Glaubens.

Das zweite Modell, das sich im Abwehrkampf gegen das Fremde und Bedrohliche herausbildete, war der Abwehrkampf gegen die **Pest**. Dieser Abwehrkampf war von der angstbesetzten Vorstellung der Ansteckung geleitet. Es mussten alle gefährlichen Kontakte, Berührungspunkte oder gar Vermischungen mit den Pestkranken vermieden werden. Mit Hilfe einer detaillierten Parzellierung, Kennzeichnung und Kontrolle des innerstädtischen Raumes, seiner Viertel, Straßen, Plätze, Häuser und Wohnungen, suchte man der Gefahr der Ansteckung zu begegnen. Ein lückenloses Überwachungs- und Registrierungssystem sollte gewährleisten, dass alle Erkrankten an ihren Plätzen blieben, sich nicht zu nahe kamen, dass jeder an seinem Ort sein elendes Dasein fristete, überlebte oder starb – und die Totengräber wussten, wann wer wo abzuholen war.

Im Fall der Lepra interessierte niemanden, wie die Erkrankten miteinander umgingen, wichtig war nur, dass sie sicher verwahrt waren und nicht in die Gesellschaft zurück kommen konnten. Deshalb wurde die Abwehr von Gefahr in Form einer massiven Grenzziehung institutionalisiert: Ihr Kranken dort draußen und wir Gesunden hier drinnen; getrennte Leben diesseits und jenseits der Mauer.

Die städtischen Bezirke dagegen, in denen die Pest ausgebro-

chen war, waren zu inspizieren, die Krankheit war zu isolieren, zu registrieren, zu analysieren, zu kontrollieren und wenn notwendig zu behandeln. Michel Foucault (1977, S. 255) schreibt über die Unterschiede dieser beiden Modelle: Die Aussetzung der Lepra und die Aufgliederung der Pest folgen verschiedenen Strategien. Die Stigmatisierung der Aussätzigen und die Analyse bzw. Versorgung der Pestkranken, die Verbannung der Lepra und die Bannung der Pest – das sind nicht dieselben politischen Herrschaftsträume der Gesellschaft. „Einmal ist es der Traum von der reinen Gesellschaft, das andere Mal der Traum von einer disziplinierten Gesellschaft. Es handelt sich um zwei Methoden, Macht über Menschen auszuüben, ihre Beziehungen zu kontrollieren und ihre gefährlichen Vermischungen zu entflechten.“ (Foucault 1977, S. 255)

Mit Michel Foucault gehen wir davon aus, dass die historischen Reaktionsformen auf die alten Bedrohungen in der Neuzeit weiterleben und -weben als gesellschaftliche Muster des Umgangs mit dem Unbekannten, Fremden und Bedrohlichen, als Vorstellung von der Bannung des Unheimlichen, als gesellschaftliche Utopie von der Bewältigung der Fremden-Angst.

Die Fantasie einer „gesellschaftssanitären“ Generalprävention, die Fantasie einer ethnisch homogenen Gemeinschaft, die Fantasie einer einheitlichen nationalen Leitkultur, die Fantasie einer im Kern gesunden und produktiven Gesellschaft, alle diese Fantasien haben ja in der Tat in unserer Moderne eine Festungsmentalität herangezüchtet und der Vorstellung zur Realität verholfen, dass sich das Abendland (oder sollen wir besser sagen, das EU-Europa?) mit einer hohen Mauer und mit meterhohen Stacheldrahtzäunen umgibt, sich streng kontrollierte Eingangstore schafft, um sich das bedrohlich Fremde vom Hals zu schaffen und die eigene Gesellschaft rein zuhalten. Das sind nun wirklich keine Fantasien von gestern. Die entsprechenden Konzepte gehören auch nicht zum alten Eisen der europäischen Abwehrmanöver, sie sind aktueller denn je. Verändert haben sich lediglich Formen und Ansprüche. Die heutigen Gettos haben eine doppelte Funktion. Einmal sind sie gemacht für die „Außenseiter“ der Gesellschaft, die jenseits der Mauer im Niemandsland leben müssen; andererseits sind sie innergesellschaftliche Auf-

enthaltensorte für die ausgegliederten und „überzähligen“ Abweichler, Sonderlinge und „Minderleister“.⁵

Unheimlich ist uns die Zukunft, die wir als eine bedrohliche antizipieren, weil wir von Fremden überflutet werden könnten, weil die Mauern dem Ansturm nicht standhalten und die Dämme brechen könnten. Angst macht uns aber auch die Vergangenheit, die wir nicht kennen, und die wir am liebsten verdrängen, wenn wir sie denn kennen.

Es geht nicht darum, diese Ängste als irrational abzutun. Es geht auch nicht darum, die gesellschaftlichen Mechanismen der Ausgrenzung und des Ausschlusses zu negieren oder sie nur den Machthabenden zuzuschreiben. Wir müssen uns fragen, wann und wie dies alles begann und zu welchen negativen Höhepunktes es führte; und welche Rolle wir dabei spielten und spielen. Womöglich hat das alles etwas mit uns Expertinnen und Experten für das Soziale und Humane zu tun? Wie dem auch sei, ein Ergebnis des Produktionsprozesses „verworfenen Lebens“ (Bauman) sind die Klienten, mit denen wir es heute zu tun haben, sind die eingeschlossenen Ausgeschlossenen und deren

5 Zygmunt Bauman beschreibt in seinem Buch „Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne“ (Hamburg 2005, S. 113/114) eindrucksvoll die doppelte Gettoisierung: „Flüchtlinge, der menschliche Abfall des globalen Grenzlandes, sind ‚die Verkörperung des Außenseitertums‘, die absoluten Außenseiter, die überall Außenseiter und fehl am Platz sind, mit Ausnahme der Orte, die ihrerseits fehl am Platz sind – die ‚Niemandsländer‘, die auf den Reisekarten normaler Menschen gar nicht verzeichnet sind. Wer einmal draußen ist, bleibt es auf unbestimmte Zeit; ein Sicherheitszaun mit Wachtürmen ist die einzig erforderliche Vorrichtung, um das auf ‚unbestimmte Zeit‘ angelegte Deplaziertsein zu verewigen. Anders steht es dagegen um die überflüssigen Menschen, die bereits ‚drinnen‘ sind und dort auch bleiben werden, denn die neuartige Überfüllung des Planeten verhindert ihren territorialen Ausschluß. (...) Deshalb müssen jetzt in der Gegend, die sie überzählig gemacht hat, Müllplätze ausgewiesen werden. Solche Orte gibt es in allen, zumindest in den meisten großen Städten.“ – Solche Orte gibt es aber auch unter nicht urbanen Verhältnissen: Aktuell (Herbst 2008) wird in Kärnten die Unterbringung von Asylwerbern in einer „Sonderanstalt“ auf der Saualm diskutiert, da nach Ansicht des Landes in dieser extremen Abgeschiedenheit „kriminellen Handlungen“ am besten vorgebeugt bzw. solche „therapiert“ werden können.

komplizierte Widerstände – auch die gegen unsere Bemühungen, sie wie abgesprungene Räder wieder am Gesellschaftskarren fest zu machen.

Deshalb nochmals die Rückfrage, wie wir uns selbst verstehen mit unserem gesellschaftlichen Engagement für Soziale Arbeit. Stehen wir als SozialarbeiterInnen in einer besonderen Verantwortung, sofern wir nicht bloße Systemerhalter und -verteidiger, Beschwichtigungs- und Zustimmungsfunktionäre im Dienste der Mächtigen sein wollen, also nur darum besorgt, dass die Almosen gerechter verteilt werden? Haben wir, die wir qua Ausbildung, Studium und Beruf zu den „ Intellektuellen“ zu zählen sind, weil wir über ausreichend Geld und Zeit verfügen, dass wir uns so eine theoretische Selbstvergewisserung leisten können, haben wir also eine besondere Verantwortung für unser sozialarbeiterisches Tun und Lassen? Ich meine damit nicht die Verantwortung gegenüber den Klienten und ich meine nicht die Verantwortung, die jeder von uns für sein individuelles Handeln vor seinem persönlichen Gewissen gleichsam im stillen Kämmerlein zu übernehmen und zu rechtfertigen hat. Ich meine die Frage nach der **besonderen Verantwortung**, die die Kehrseite der privilegierten Stellung ist, die wir in der Gesellschaft genießen.

Zu dieser Frage gab vor rund 40 Jahren der renommierte Linguist Noam Chomsky eine aufsehen erregende Stellungnahme ab.⁶ Anlass der damaligen Stellungnahme war der nicht erklärte Krieg der USA gegen Vietnam, ein Krieg, in dem amerikanische Soldaten an Massakern an der Zivilbevölkerung beteiligt waren. Chomsky kritisierte den bedenklichen Umstand des Schweigens des überwiegenden Teils der amerikanischen Intellektuellen, obwohl diesen die verbrecherische Kriegsführung der eigenen Soldaten bekannt war. Hinsichtlich der Verantwortung der Intellektuellen argumentierte Chomsky wie folgt:

„Die Intellektuellen sind in der Lage, die Lügen der Regierungen zu entlarven, die Handlungen nach ihren Ursachen, Motiven und verborgenen Absichten zu analysieren. Zumindest in

6 Chomsky, N.: Die Verantwortlichkeit der Intellektuellen. Frankfurt/M. 1971

der westlichen Welt haben sie jene Macht, die sich aus der politischen Freiheit, dem Zugang zu Informationen und der Redefreiheit herleiten. Für eine privilegierte Minderheit hält die westliche Demokratie die Muße, die Einrichtungen und die Ausbildung bereit, die es ihr erlauben, die Wahrheit zu suchen, die sich hinter dem Schleier von Verzerrung und Verdrehung, Ideologie und Klasseninteresse verbirgt, unter dem die gegenwärtigen geschichtlichen Ereignisse sich uns darstellen. Die Verantwortlichkeit der Intellektuellen reicht also weit tiefer als das, was MacDonald ‚die Verantwortlichkeit der Völker‘ nennt ...“ (Chomsky 1971, S. 125 f.).

Sozialwissenschaft, Sozialarbeitswissenschaft im Besonderen, ist also der Aufklärung der Gesellschaft über sich selbst verpflichtet. Weil die Gesellschaft kein offenes Buch ist, das jeder Mann und jede Frau lesen und Wort für Wort ausbuchstabieren kann, weil die Mechanismen der Machterhaltung, der Ungleichheit, der Unterdrückung usw. von der Gesellschaft wie „Geheimnisse“ gehütet und streng im Verborgenen gehalten werden, sind die Intellektuellen zur Wahrheitsfindung **und** zur Aufklärung verpflichtet.

Es ist sicher eine Sache, über gesellschaftskritische Aufklärung zu spekulieren und zu philosophieren. Eine andere Sache ist es, nach diesen normativen Leitlinien die eigene Praxis und die Ausbildung der nachfolgenden Generationen in gesellschaftlicher Verantwortung zu gestalten. Deshalb wollen wir nochmals die Abgrenzung von affirmativer und kritischer Sozialer Arbeit thematisieren. Das Ehepaar Franca und Franco Basaglia schreibt dazu⁷:

„Worauf es ankommt, ist, uns klar zu machen, was es bedeutet, ‚Zustimmungsfunktionär‘ zu sein, und was es bedeuten kann, sich diesem Geschäft zu verweigern. (...) Nicht nur der klassische, Ideologie produzierende Intellektuelle ist als ‚Zustimmungsfunktionär‘ wirksam; heute repräsentiert jeder kleine Techniker (...) den Machtkonsens, er identifiziert sich mit ihm

7 Basaglia, F./Basaglia, F.: Befriedungsverbrechen. In: Basaglia, F./Basaglia, F. (Hrsg.): Befriedungsverbrechen. Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen. Frankfurt/M. 1980, S. 11-61

und verteidigt ihn; ausgestattet mit abgeleiteter oder geborgter Autorität (und unter Berufung auf sie), beteiligt er sich an der gesellschaftlichen Durchsetzung der Herrschaftslogik. Längst haben die Herrschenden einen Teil der Beherrschten auf ihre Seite gezogen, in ihr Wertesystem verstrickt: durch Vervielfachung der Funktionen und durch Vervielfältigung der Funktionäre. Wie ist diesem Gewebe beizukommen?“ (Basaglia/Basaglia 1980, S. 22)

Die Weigerung, am Status des Zustimmungsfunktionärs festzuhalten, hat weitreichende Konsequenzen. Die Sozialwissenschaften werden ganz unvermeidlich zu einer neuen Sensibilität für andere Methoden und für andere Adressaten kommen müssen; zum Beispiel zu Adressaten bzw. Klienten, die ihrerseits die Zustimmung zu gewissen gesellschaftlichen Zwängen und sozialen Anpassungszumutungen verweigern oder die sogar im Widerstand dagegen leben. Kritische Sozialarbeit wird sich mit diesen komplizierten Widerständen und Protestformen beschäftigen, wird sie analysierend ins Bewusstsein heben, sie durchschaubar machen, sie vielleicht unterstützen und durch gemeinsame Aktionen bekräftigen müssen. Dazu nochmals Franca und Franco Basaglia, die ebenfalls von einem notwendigen grundlegenden Wandel sprechen, wenn die Wissenschaft ihr Rollenverständnis ändern soll und aufhört, „Techniker des praktischen Wissens“ auszubilden, die sich stets auf die Seite der Mächtigen schlagen. Allerdings sieht auch das Ehepaar Basaglia diesen Paradigmenwechsel mit Problemen behaftet: „Es entsteht nun freilich ein schwieriges Problem, weil die Gesellschaft diese Leute natürlich nicht duldet. Es handelt sich bei ihnen, das ist offensichtlich, um Personen, die auf der anderen Seite der Barrikade stehen. Sie bewegen sich also in der Illegalität, weil sie sowohl die Idee der Institution ablehnen als auch die konkreten Institutionen, die die Gesellschaft hervorgebracht hat und hervorbringt, eine Gesellschaft, die mittels der Institution das Allgemeine für die Durchsetzung partikularer Interessen instrumentalisiert.“ (Basaglia/Basaglia 1975, S. 37)

Zusammenfassend und abschließend: Die Gesellschaft, die uns erstrebenswert erscheint, ist eine, die auf das Fremde, Unge-

wohnte, Abweichende, Widerständige **nicht** mit Institutionalisierung von Ausgrenzung, Internierung und Hospitalisierung reagiert, weil alle diese Institutionen mit der Technik der Stigmatisierung den Widerstand der Betroffenen verbrämen und so lange klein arbeiten, bis eine befriedete Klientel zur Entlassung in den Arbeitsprozess bereit steht. Die Gesellschaft, die wir uns wünschen und an der wir arbeiten, ist eine Gesellschaft, die **nicht** – bewusst oder unbewusst, willentlich oder per Zufall – ihr intellektuelles Potenzial auf diese Befriedungsmanöver verpflichtet. Nur der radikale Bruch mit dieser „Verpflichtung“ führt zu der theoretisch und praktisch relevanten Problemstellung, „wie man Menschen in ihrem Widerstand beistehen kann, die allein, isoliert und auf merkwürdig komplizierte und verzwickte Weise aufbegehren, wie man ihnen helfen kann, auf verständlichere Art aufzubegehren“. (Basaglia/Basaglia 1980, S. 37)

Das verständlich gemachte Aufbegehren und die Hilfestellung beim Protest gegen den gesellschaftlichen Ausschluss und gegen die institutionelle Einschließung können auch die Ängste vor der Integration und vor der Aufhebung von Entfremdung reduzieren. Die Hoffnung auf die „Selbstermächtigung“ ist noch nicht gestorben. „Wer die Angst besiegt, besiegt die Mächtigen“ war vor vielen Jahren auf einem Transparent bei einer Protestkundgebung zu lesen.

Helmut Spitzer

Soziale Arbeit in Österreich

Anmerkungen zum Verhältnis von Sozialarbeit und Sozialpädagogik

Hinführung: Konkrete Frage – diffuse Antworten

„Lassen Sie mich mal eine kleine Exkursfrage stellen: Was ist eigentlich Soziale Arbeit?“ Diese vermeintlich nebensächliche Frage, mit der ich Studierende der Sozialen Arbeit in unregelmäßigen Zeitabständen konfrontiere, löst in der Regel vorerst einmal kurzes und betretenes Schweigen aus. Wie lässt sich das anzueignende Qualifikationsprofil dieser Profession angemessen beschreiben? Handelt es sich dabei überhaupt um eine Profession im strengeren Sinn? Wie steht es um die disziplinären und theoretischen Bezugskategorien? Gibt es so etwas wie ein eigenständiges wissenschaftliches Profil Sozialer Arbeit, oder speist sich die eigene fachliche Positionierung überwiegend aus Erkenntnissen und Handlungsanweisungen anderer Wissenschaftsrichtungen? Spätestens an dieser Stelle der Diskussion kommen die Begrifflichkeiten Sozialarbeit und Sozialpädagogik ins Spiel. Gilt es, die beiden aus durchaus unterschiedlichen historischen Entwicklungslinien entstandenen Professionsauffassungen, hinter denen je eigene Standpunkte zu Berufsidentität, Ausbildungsfragen, Theorieverortung, Standespolitik und Praxisbezug stehen, terminologisch und inhaltlich zu trennen, oder bietet sich ein Begründungszusammenhang an, der dafür spricht, Sozialarbeit und Sozialpädagogik tendenziell unter dem Oberbegriff Soziale Arbeit zu subsumieren? Hier werden die Bruchstellen im österreichischen Wissenschafts- und Praxisdiskurs deutlich. Anders als in Deutschland, in der dieser „Begriffsstreit“ (Thole 2005, S. 15) schon seit Jahrzehnten geführt wird und in dem sich Soziale Arbeit als zusammenfassender Titel für beide Begriffstraditionen zunehmend durchgesetzt zu haben scheint (vgl. Thiersch 2004), steckt die Debatte in Österreich gewissermaßen noch in den Kin-

derschuhen oder wird – auf gut österreichisch – zaghaft bis gar nicht geführt.

Eines kann man aus meiner Sicht jedenfalls behaupten: Das breite Feld Sozialer Arbeit ist in Österreich gegenwärtig im Umbruch, was sich exemplarisch an den radikalen Umwälzungsprozessen in der Ausbildungslandschaft verdeutlichen lässt. Diese Umbruchsituation ist von einer Diffusität und Unübersichtlichkeit nach innen und nach außen charakterisiert: Nach innen im Sinne einer verzerrten Selbstwahrnehmung und uneindeutigen professionellen Identitätsbestimmung, nach außen durch einseitige oder völlig falsche Einschätzungen im Hinblick auf das Qualifikationsspektrum und Handlungsrepertoire der Akteure Sozialer Arbeit, was eine ohnehin geringe soziale Anerkennung noch weiter aushöhlt. Es ist also Klärungsbedarf gegeben, denn dieses Spannungsfeld beinhaltet eine veritable Gefahr: „Wer nicht imstande ist, sich selbst zu definieren, wird fremddefiniert“ (Staub-Bernasconi 2007b, S. 8) – mit allen Konsequenzen für ein hybrides und in sich fragiles Theorie- und Praxisfeld, das sich obendrein mit dem Risiko konfrontiert sieht, sukzessive von neoliberalen Denk- und Handlungsmaximen einer betriebswirtschaftlichen Ausrichtung vereinnahmt zu werden.

Die Studierenden der Sozialen Arbeit, die um eine konkrete Antwort der eingangs gestellten Frage verlegen sind, seien hiermit also entschuldigt. Auch in der Fachwelt herrscht alles andere als Einigkeit. In der Folge versuche ich, das Verhältnis von Sozialer Arbeit und Sozialpädagogik in der österreichischen Soziallandschaft anhand einiger Anmerkungen zu vier Bereichen zu skizzieren: den historischen Herausbildungsprozessen, den gegenwärtigen Entwicklungen im Ausbildungsbereich, dem Wissenschaftsdiskurs sowie der Professionsebene.

Historische Entwicklungslinien: Von unterschiedlichen Wurzeln zu einer konvergenten Perspektive?

Die heutige, etwas brüchig gewordene Differenzierung zwischen Sozialer Arbeit und Sozialpädagogik ist eine historisch gewordene. Während die Wurzeln der Sozialer Arbeit im Almosenwesen, in der Armenfürsorge, später in der Herausbildung der Sozialhilfe und

der klassischen Wohlfahrtspflege zu verorten sind, steht Sozialpädagogik für die Entwicklung der Jugendhilfe, der Jugendfürsorge und Anstaltserziehung (vgl. Schilling & Zeller 2007; für Österreich vgl. Scheipl 2003). Nicht unerwähnt soll an dieser Stelle bleiben, dass Österreich in der Vergangenheit eine Reihe von namhaften „KlassikerInnen“ hervorgebracht hat, die sich im Bereich der Sozialpädagogik bzw. Sozialarbeit verdient gemacht haben, allerdings in der internationalen Fachdiskussion kaum bzw. von der österreichischen Denk- und Theorietradition entkoppelt wahrgenommen werden (vgl. Scheipl 2003, S. 25ff.). Stellvertretend seien hier nur zwei namentlich genannt: Ilse Arlt (1876-1960), eine „fast vergessene Theoretikerin“ (Staub-Bernasconi 2002), die mit ihren bedürfnistheoretischen Ansätzen 1912 in Wien die „Vereinigten Fachkurse für Volkspflege“ etablierte und damit den Grundstein für die Sozialarbeitsausbildung in Österreich legte. Und August Aichhorn (1878-1949), der zu den Begründern einer psychoanalytisch-pädagogischen Erziehungsberatung zählt und mit der Erforschung von Übertragungs- und Gegenübertragungsprozessen im Zusammenhang mit dem auffälligen Verhalten von verwahrlosten Kindern und Jugendlichen einen wesentlichen Beitrag zur Fürsorgeerziehung lieferte. Die bedeutendsten österreichischen TheoretikerInnen konnten sich allesamt nicht an heimischen Universitäten etablieren, weil sie zu Zeiten des Austrofaschismus und später des Nationalsozialismus ihren Wirkungskreis verloren (vgl. Scheipl 2003, S. 27ff.). Festgehalten kann jedenfalls werden, dass der Zeitraum des Nationalsozialismus' eine radikale Zäsur in der Entwicklung des „Fürsorgewesens“ in Österreich darstellt.

In Deutschland hat sich – bedingt wohl auch durch die Einführung des Fachhochschulwesens Anfang der 70er-Jahre – ein Annäherungsprozess zwischen Sozialpädagogik und Sozialarbeit herausgebildet, der von manchen AutorInnen inzwischen als abgeschlossen betrachtet wird. „Ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Sozialpädagogik und Sozialarbeit kann gegenwärtig nicht mehr beobachtet werden.“ (Thole 2005, S. 16) Diese zusammenführende Auffassung beider historischer Entwicklungslinien wird als *Konvergenz* bezeichnet und gesteht beiden Teilen innerhalb des Gesamtsystems Soziale Arbeit eine gewisse Eigenständigkeit zu (vgl. Schilling & Zeller 2007, S. 137). Bevor

diese Debatte auf Österreich bezogen kommentiert wird, gehe ich zunächst auf die Entwicklungen in der Ausbildungssituation ein. Hier wird deutlich, dass Österreich im Diskurs um Soziale Arbeit in knapp einer Dekade Veränderungsprozesse durchlaufen hat, die sich in Deutschland allmählich und stufenweise in den letzten vierzig Jahren vollzogen haben.

Die Ausbildungslandschaft: Vielfältige Qualifikationen – verwirrende Implikationen

Mit Blick auf den sozialberuflichen Arbeitsmarkt lassen sich in Österreich gegenwärtig mindestens acht verschiedene Qualifikationsbezeichnungen erkennen (vgl. Popp 2003; Scheipl 2003; Scheipl & Heimgartner 2004). Da sind zunächst die „DiplomsozialarbeiterInnen“. Manche von ihnen haben noch die zweijährigen Akademien für Sozialarbeit besucht (bis 1986), ab 1987 wurde diese Ausbildungsform sechssemestrig angeboten. Das berufsbezeichnende Akronym „DSA“ dieser AbsolventInnen-Generation steht wohl wie kein anderes identitätsstiftendes Merkmal für die sozialarbeiterische Position in Österreich, die in den ehemaligen „SozAks“ präformiert wurde. Mit dem Fachhochschulstudiengesetz wurde die Ausbildungsform schließlich ab dem Jahr 2000 sukzessive von einer postsekundären auf eine tertiäre Bildungsebene gehoben und damit die Akademisierung der Sozialarbeit in Österreich eingeläutet. Die ersten AbsolventInnen der neuen achtsemestrigen Fachhochschulstudiengänge *Soziale Arbeit* nannten sich auch nicht mehr explizit „SozialarbeiterInnen“, sondern betraten den Arbeitsmarkt mit dem akademischen Titel „Magister bzw. Magistra (FH) für sozialwissenschaftliche Berufe“, was in der Praxis nicht nur für einige Verwirrung sorgte, sondern auch nicht unbedingt auf ungeteilte Zustimmung stieß. Im Bundesland Kärnten, das vor der Einführung des FH-Studiengangs für Soziale Arbeit über keine eigene Sozialakademie verfügte, gab es eine interessante interimistische Zwischenlösung: Hier wurde an der Universität Klagenfurt ein einmaliger Universitätslehrgang „Soziale Arbeit“ installiert, der mit der Berufsbezeichnung „Akademische Sozialarbeiterin“ bzw. „Akademischer Sozialarbeiter“ abschloss (vgl. Knapp 2002).

Und dann kam Bologna. Noch bevor sich die neue Ausbildungsform auf Fachhochschulniveau etablieren konnte, ergaben sich unter Bezugnahme auf die Kriterien der „Bologna-Deklaration“ der Europäischen Union weitere erforderliche curriculare Umstrukturierungsmaßnahmen, nämlich die Umgestaltung der tertiären Bildungsabschlüsse auf das Bachelor- und Master-System (betrifft sowohl Universitäten als auch Fachhochschulen). Dies heißt nichts anderes, als dass die FH-Diplomstudiengänge sich binnen kürzester Zeit als Auslaufmodell entpuppten und zwei weitere, völlig neue Qualifikationsgrade für Soziale Arbeit den Arbeitsmarkt erobern.

Doch damit nicht genug. Neben den bis dato sechs genannten Abschlüssen gibt es noch weitere. Zum einen sind da die Bildungsanstalten bzw. Kollegs für Sozialpädagogik (vormals Bildungsanstalten für Erzieher) zu nennen, die auf Maturaniveau ausbilden bzw. in viersemestrigen Lehrgängen zum (gesetzlich nicht geschützten) Berufstitel „SozialpädagogInnen“ qualifizieren (vgl. Gnant 2003). Diese wurden im Zuge des Umgestaltungsprozesses der früheren Pädagogischen Akademien (Ausbildungsstätten für Volks-, Haupt- und SonderschullehrerInnen) in Pädagogische Hochschulen außen vor gelassen und verbleiben vorerst auf sekundärer Bildungsebene. Zum anderen ist die universitäre Qualifizierung gemeint, also jene HochschulabgängerInnen, die sich im Rahmen eines Studiums der Pädagogik bzw. Erziehungswissenschaften mehr oder weniger gründlich mit dem Teilgebiet der Sozialpädagogik beschäftigt haben. Dabei bleibt allerdings die Frage offen, inwieweit diese AbsolventInnen über ein sozialpädagogisches Identitätsgefühl und professionelle sozialpädagogische Handlungskompetenzen verfügen. Klaus Wolf hat diesbezüglich die provokante, aber einer gewissen Realität nicht entbehrende Frage aufgeworfen: „*Sozialpädagogik kann man auch in Österreich studieren – aber wo?*“ (Wolf 2008, S. 22)

Es kann also festgehalten werden, dass Österreichs Ausbildungslandschaft in weniger als einem Jahrzehnt völlig auf den Kopf gestellt wurde bzw. sich weiterhin in einem rasanten Ausdifferenzierungs- und Dynamisierungsprozess befindet. (Wobei im vorliegenden Artikel bestimmte Ausbildungslinien, z. B. jene

der KindergartenpädagogInnen und AltenhelferInnen sowie der grassierende Markt an Zusatzausbildungen und Speziallehrgängen nicht weiter ausgeführt wurden.) Popp (2003) hält demgemäß fest, dass die wichtigste Reformaufgabe die der Auflösung bzw. zumindest Reduzierung der Zersplitterung des sozialberuflichen Ausbildungswesens ist – auch im Hinblick auf die damit im Zusammenhang stehenden Ungereimtheiten und Verwirrungen auf dem Arbeitsmarkt. Doch diese Forderung scheint gegenwärtig eher Makulatur als orientierungsgebend zu sein.

Wissenschaftsdiskurs: Von der Krise zur Neuorientierung?

Im Zusammenhang mit einer Diskussion Sozialer Arbeit in Österreich fällt vielfach im selben Atemzug der Terminus Krise. Reinhold Popp (2004, S. 169) befindet, dass sich diese Krise „vor allem als eine Krise der theoriegeleiteten Klärung wesentlicher Fragen des Selbst-Verständnisses dieser Berufsgruppe und dieser Disziplin“ präsentiert. An anderer Stelle wiederum ist von einer „Legitimationskrise“ der Sozialen Arbeit die Rede, die sich vor dem Hintergrund eines steigenden Kosten-, Qualitäts- und Rechtfertigungsdrucks abzeichnet (Dimmel 2007, S. 28). Diese Legitimationskrise sei auch darauf zurückzuführen, dass es der Sozialen Arbeit an „performativer Klarheit“ (ebd., S. 29) fehle. Eine diesbezügliche Schwerpunktsektion des Radiokultursenders Ö1 orakelte ebenfalls von einer „Sozialarbeit in der Krise“ (Journal-Panorama vom 7. August 2007). Josef Scheipl (2003) spricht von Sozialer Arbeit als einem „Torso“ – womöglich ist Soziale Arbeit in Österreich völlig kopflos? Dem kann man entgegenhalten, dass sie immerhin auf zwei Beinen steht. Um im Bild zu bleiben: Dass Sozialarbeit und Sozialpädagogik mitunter unterschiedliche wissenschaftliche und professionstheoretische Richtungen anstreben, mag eine Erklärung dafür sein, dass der Gang Sozialer Arbeit etwas unkoordiniert und wackelig wirkt. Was weiter oben für Deutschland als Konvergenzperspektive angedeutet wurde, bleibt für Österreich deutlich unkonturierter. Soziale Arbeit wird in Klammern, als Fußnote, als Bindestrich-Bezeichnung, unter der Rubrik „beziehungsweise“ oder in synonymem Verwendung als Verschmelzungsbegriff von „Sozial-

pädagogik“ und „Sozialarbeit“, von „sozialpädagogisch“ und „sozialarbeiterisch“ verwendet, doch eine theoretische Klärung bleibt zumeist aus. Hier wird also die These vertreten, dass diese offene, ungeklärte Situation (unter anderem) für die apostrophierte Krise der Sozialen Arbeit in Österreich ausschlaggebend ist.

Ohne auf gängige und populäre Theoriediskussionen im Einzelnen näher eingehen zu wollen, möchte ich an dieser Stelle die Frage nach einer wissenschaftlichen Lektorientierung Sozialer Arbeit in den Vordergrund stellen. Kann die semantische Verortung Sozialer Arbeit „als Profession und Disziplin“ (Thole 2005) gelingen, ohne das Problem nach der disziplinären „Heimat“ hinreichend zu klären? Die Beantwortung dieser Frage ist folgendermaßen zuspitzbar: Entweder orientiert sich Soziale Arbeit in sozialpädagogischer Tradition an den Erziehungswissenschaften, oder als disziplinäre Variante der vormals stark berufsstradierten Sozialarbeit an den Konturen einer (erst klarer zu definierenden) Sozialarbeitswissenschaft. Hier Erziehungswissenschaft – dort Soziale Arbeit als eigener Wissenschaftsstrang? So einfach ist es freilich nicht. Die Gefahr einer Engführung ist sowohl unter wissenschaftshistorischen als auch unter hochschulpolitischen Gesichtspunkten groß (vgl. Rauschenbach 1999, S. 285ff.).

Der deutsche Theoretiker Engelke (2002, S. 9ff.) plädiert für die Anerkennung Sozialer Arbeit als „relativ selbstständige“ Wissenschaftsdisziplin (hier verstanden als Handlungswissenschaft), die eng mit anderen Disziplinen verknüpft ist. Diese wissenschaftstheoretische Forderung nach Interdependenz gilt indes auch für andere Human- und Sozialwissenschaften und entspricht der Multidimensionalität menschlicher Realität und der sich daraus ergebenden Notwendigkeit inter- und transdisziplinären Theoretisierens (vgl. Staub-Bernasconi 2007a, S. 239f.) „Insofern ist also die Suche nach einer *autonomen* Sozialarbeitswissenschaft (oder Erziehungswissenschaft) die Suche nach einer *Fata Morgana*.“ (ebd., S. 240).

Das Bild wird immer diffuser: Eine kopflose Soziale Arbeit auf zwei wackeligen Beinen, deren wissenschaftliche Basis sich zwischen den Grenzen heißer und kalter Luft, oder anders ausge-

drückt: in einem schleierhaften sozial- und erziehungswissenschaftlichen Verblendungszusammenhang verliert? Ist das zufriedenstellend? Vielleicht muss es das gar nicht sein, schließlich geht es in der Sozialen Arbeit – sei sie in sozialarbeiterischer oder sozialpädagogischer Manier gelesen – auch um das Aushalten von Widersprüchen, um (scheinbare) Unvereinbarkeiten, um ungeklärte und (vorerst) ergebnislose Spannungszustände. Was Michael Erler (2004, S. 117) für den Diskurs in Deutschland festhält, mag für Österreich beruhigend und gleichzeitig Anlass für eine *indigene* Neuorientierung sein: „Die Vielgestaltigkeit, Offenheit und Unabgeschlossenheit der Debatte um das theoretische Koordinatensystem der Sozialen Arbeit macht es derzeit unmöglich, diese gleichsam abschließend zu resümieren oder gar klassifizierend in ein System wissenschaftlicher Sätze einzuordnen.“ Vielleicht sollte man sich hierzulande mit der Frage nach einer eigenständigen disziplinären Verortung einer Wissenschaft der Sozialen Arbeit einfach mehr Zeit lassen – im Nachbarland wird nach jahrzehntelangem Diskurs diesbezüglich immer noch von einem „unentschiedenen Projekt“ (Rauschenbach 1999, S. 289) gesprochen. Für Österreich sei an dieser Stelle Peter Pantucek angeführt: Er spricht von der Sozialarbeitswissenschaft als „eine junge, Noch-nicht oder Vielleicht-nie-Disziplin“ (Pantucek 2007, S. 33). Hier bietet sich für Österreich die Chance an, einen institutionelle Differenzen und die Statusfrage überschreitenden inhaltlichen Diskurs zwischen Universitäten und Fachhochschulen anzugehen sowie einen breiten Dialog mit weiteren Akteuren aus den Bereichen Praxis, Berufsvertretung, Ausbildung, Politik und Forschung zu führen.

Apropos Forschung: Wenn empirische Zugänge erkenntnisgewinnend mit Theoriebildung und Theorieentwicklung in Zusammenhang gebracht werden sollen, ist eine fundierte sozialpädagogisch ausgerichtete Forschungstätigkeit an Österreichs Hochschulen unerlässlich. Diese wird gegenwärtig als eher dürftig und unsystematisch klassifiziert (vgl. Scheipl 2003, S. 12). Spannend wird in diesem Zusammenhang die Forschungstätigkeit im neu etablierten Fachhochschulbereich zu beobachten sein (vgl. als Überblick Popp, Posch & Schwab 2005).

Blick auf die Profession: Parallele Strukturen, juristische Graubereiche, multiple Mandate

Obwohl davon ausgegangen werden kann, dass sich die traditionellen Differenzen zwischen Sozialarbeit und Sozialpädagogik in den diversen Handlungsfeldern und Praxisbezügen (z. B. im Bereich der Jugendwohlfahrt) tendenziell auflösen, kann – auch vor dem Hintergrund des bisher Gesagten – nicht von *der* Profession Sozialer Arbeit gesprochen werden. Dazu zwei Indizes (die Diskussion um Profession oder Semi-Profession möchte ich hier nicht aufgreifen): Wir haben in Österreich nach wie vor zwei Berufsverbände – den OBDS (Österreichischer Berufsverband der SozialarbeiterInnen) und den BÖS (Berufsverband Österreichischer SozialpädagogInnen), die unterschiedliche berufspolitische Positionen vertreten und auch sonst nicht viel miteinander gemein zu haben scheinen. Und wir haben zwei Publikationsorgane, sprich Fachzeitschriften, die die jeweiligen fachlichen und berufsständischen Positionen vertreten: Die „SiO“ (Sozialarbeit in Österreich) einerseits, die „Sozialpädagogischen Impulse“ andererseits.

Beiden Professionslinien ist eines gemeinsam: Weder Sozialarbeit noch Sozialpädagogik verfügen in Österreich über berufsgesetzliche Grundlagen. Relativ jung ist in Österreich die Einführung eines kollektivvertraglichen Regelwerks. Mit dem Inkrafttreten des BAGS-KV (Kollektivvertrag der Berufsvereinigung von Arbeitgebern für Gesundheits- und Sozialberufe) im Jahre 2004 wurde zwar eine gewisse Rechtssicherheit für zuvor prekäre Arbeitsverhältnisse und latent rechtswidrige Arbeitszeitregelungen erreicht, diese bedeutete aber gleichzeitig für manche Berufsgruppen eine eindeutige Schlechterstellung. Charakteristisch für diesen Kollektivvertrag ist die Entkoppelung von Qualifikationshintergrund und Aufgabenbereich, die sich im BAGS-KV mit dem Begriff der „Verwendungsgruppe“ niederschlägt. Für die zersplitterten Ausbildungszweige von Sozialarbeit und Sozialpädagogik bedeutet dies eine Intensivierung der Konkurrenzsituation mit anderen Sozialberufen und einen Kampf um eine möglichst hohe Einstufung in einer der neun Verwendungsgruppen (diese korrelieren mit dem Gehaltsniveau). Insgesamt deutet sich mit der neuen kollektivvertragli-

chen Regelung eine Nivellierung der Gehälter nach unten an, was in einem Beschäftigungsbereich mit einem traditionell hohen Frauenanteil einen Beitrag zur Vergrößerung der Einkommensschere zwischen Männern und Frauen bedeutet (vgl. Kaufmann 2007, S. 9).

Noch ein letzter Punkt: Soziale Arbeit wird oft im Zusammenhang des sogenannten *doppelten Mandats* besprochen, also dem Zusammenwirken von Hilfe und Kontrolle, von Unterstützung und Disziplinierung, von Emanzipierung und Normierung. Hinter dieser Chiffre versteckt sich eine einander oft widersprechende Beauftragung Sozialer Arbeit seitens der KlientInnen einerseits und *der Gesellschaft* andererseits (z. B. durch gesetzliche Bestimmungen, institutionelle Vorgaben, latent vorausgesetzte oder manifest eingeforderte Normvorschriften usw.). Staub-Bernasconi (2007a, S. 198ff.) spricht von einer Erweiterung dieses beruflich verstandenen Doppelmandats zu einem „professionellen Tripelmandat“, womit einerseits eine wissenschaftliche Begründungsbasis für das methodische Handeln und andererseits die Orientierung an berufsethischen Prinzipien gemeint ist (im Sinne eines Berufskodex).

Zwei ineinander verwobene Tendenzen des Abbaus sozialstaatlicher Leistungen und Unterstützungsangebote Sozialer Arbeit einerseits und des Ausbaus sozialer Kontrollen und Sanktionen andererseits stellen für die Profession eine entscheidende Herausforderung dar (vgl. Scherr 2008, S. 117f.). Soziale Arbeit wird ja immer wieder mit dem Vorwurf konfrontiert, in ihrer maßlosen (Selbst)Überforderung, die sich vor allem im Anspruch der „Allzuständigkeit“ manifestiert – und oft mit „Alleinzuständigkeit“ verwechselt wird (vgl. Michel-Schwartz 2002, S. 33) – lediglich an den Symptomen gesellschaftlicher Missstände zu laborieren, ohne dass deren Ursachen auch nur annähernd bearbeitet werden könnten. In dieser „Feuerwehrfunktion“ ist die Soziale Arbeit so sehr auf ihre Löscharbeiten konzentriert, dass sie dabei übersieht, wie sie selbst Anteil daran nimmt, dass soziale Schwelbrände unentdeckt und unbearbeitet bleiben. In dem hier in aller Kürze skizzierten Spannungsfeld multipler Mandate, in dem sich Soziale Arbeit auch mit dem Anspruch konfrontiert sieht, sich im Sinne ihrer „AdressatInnen“, die sie zu vertre-

ten vorgibt, politisch zu positionieren und konkret einzumischen, findet sie sich selbst in Abhängigkeitsstrukturen wieder. Denn wie heißt es im Volksmund: „Die Hand, die einen füttert, beißt man nicht.“

Dies alles gilt es auf der Ebene der konkret Handelnden – mögen sie nun SozialarbeiterInnen oder SozialpädagogInnen heißen, einen akademischen Titel tragen oder nicht, von der Fachhochschule, einem Kolleg oder von der Uni kommen – fachlich und mit Feingefühl auszubalancieren, persönlich auszuhalten, im Alltagsgeschäft Sozialer Arbeit professionell zu bewältigen. Eine fürwahr große Herausforderung.

Fazit

Ich würde sagen, dass sich in Österreich unterm Strich so etwas wie ein Annäherungsprozess zwischen den beiden historisch gewordenen Teilbereichen Sozialarbeit und Sozialpädagogik ablesen lässt und fragmentarische Konturen eines *Gesamtsystems Sozialer Arbeit als Disziplin und Profession* deutlich werden. Um ein letztes Mal die eingangs gestellte Frage aufzugreifen: Soziale Arbeit ist ein Gesellschaftsbereich von großer Bedeutsamkeit, der sich mit vielfältigen Herausforderungen konfrontiert sieht. Zu diesen Herausforderungen gehört auch die Klärung des eigenen wissenschaftlichen Profils und professionellen Mandats. Die Debatte um Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Österreich kann abschließend als vorerst ungeschlossen bezeichnet werden.

Literatur

- Dimmel, Nikolaus (2007): Ökonomisierung und Sozialbedarfsmärkte. Faktoren des Strukturwandels Sozialer Arbeit. In: EntwicklungspartnerInnenschaft Donau – Quality in Inclusion (Hg.): Sozialer Sektor im Wandel. Zur Qualitätsdebatte und Beauftragung von Sozialer Arbeit. edition pro mente, Linz. 17-41.
- Engelke, Ernst (2002): Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Lambertus Verlag, Freiburg im Breisgau.
- Erler, Michael (2004): Soziale Arbeit. Ein Lehr- und Arbeitsbuch zu Geschichte, Aufgaben und Theorie. 5., überarb. Auflage. Juventa, Weinheim und München.

- Gnant, Inge (2003): Die geschichtliche Entwicklung der sozialpädagogischen Berufsbildung in Österreich: In: Lauermaun, Karin; Knapp, Gerald (Hg.): Sozialpädagogik in Österreich. Perspektiven in Theorie und Praxis. Verlag Hermağoras/Mohorjeva, Klagenfurt/Celovec. 460-479.
- Kaufmann, Richard (2007): Der BAGS-Kollektivvertrag 2004 – 2007. planetVERLAG, Wien.
- Knapp, Gerald (2002): Professionalisierung in der Sozialen Arbeit. In: Eckstein, Kirstin; Thonhauser, Josef (Hg.): Einblicke in Prozesse der Forschung und Entwicklung im Bildungsbereich. StudienVerlag, Innsbruck. 111-128.
- Michel-Schwartz, Brigitta (2002): Handlungswissen der Sozialen Arbeit. Deutungsmuster und Fallarbeit. Leske + Budrich, Opladen.
- Pantucek, Peter (2004): Fachhochschulstudiengänge: Synergien statt Eifersüchteleien. In: Knapp, Gerald (Hg.): Soziale Arbeit und Gesellschaft. Entwicklungen und Perspektiven in Österreich. Verlag Hermağoras/Mohorjeva, Klagenfurt/Celovec. 705-708.
- Pantucek, Peter (2007): Wissen für die Inklusion. SiO Sozialarbeit in Österreich 02/07. 33-36.
- Popp, Reinhold (2003): Qualifizierung für Soziale Arbeit in Österreich. In: Lauermaun, Karin; Knapp, Gerald (Hg.). 492-501.
- Popp, Reinhold (2004): Österreichs Soziale Arbeit in der Theorie-Krise! Krise als Chance? In: Knapp, Gerald (Hg.). 169-212.
- Popp, Reinhold; Posch, Klaus; Schwab, Marianne (2005) (Hg.): Forschung & Soziale Arbeit an Österreichs Fachhochschulen. LIT Verlag, Wien.
- Rauschenbach, Thomas (1999): Das sozialpädagogische Jahrhundert. Analysen zur Entwicklung Sozialer Arbeit in der Moderne. Juventa, Weinheim und München.
- Scheipl, Josef (2003): Soziale Arbeit in Österreich – ein Torso? Bruchige Entwicklungen, angedeutete Perspektiven. In: Lauermaun, Karin; Knapp, Gerald (Hg.). 10-42.
- Scheipl, Josef; Heimgartner, Arno (2004): Ausbildung für Soziale Berufe in Österreich. In: Hamburger, Franz; Hirschler, Sandra; Sander, Günther; Wöbcke, Manfred (Hg.): Ausbildung für Soziale Berufe in Europa. Band 1. ISS-Eigenverlag, Frankfurt am Main. 114-139.
- Scherr, Albert (2008): Ideologiekritik und Theoriebildung. In: Bakic, Josef; Diebäcker, Marc; Hammer, Elisabeth (Hg.): Aktuelle Leitbegriffe der Sozialen Arbeit. Ein kritisches Handbuch. Löcker, Wien. 106-119.
- Schilling, Johannes; Zeller, Susanne (2007): Soziale Arbeit. Geschichte – Theorie – Profession. 3., überarb. Auflage. Ernst Reinhard Verlag, München.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2002): Ilse Arlt: Lebensfreude dank einer wissenschaftsbasierten Bedürfniskunde. Aktualität und Brisanz einer fast vergessenen Theoretikerin. In: Hering, Sabine; Waaldijk, Bertke (Hg.): Die Geschichte der Sozialen Arbeit in Europa (1900-1960).

- Wichtige Pionierinnen und ihr Einfluss auf die Entwicklung internationaler Organisationen. Leske + Budrich, Opladen. 25-33.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2007a): Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis – Ein Lehrbuch. Haupt Verlag, Bern.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2007b): Vom beruflichen Doppel- zum professionellen Tripelmandat. Wissenschaft und Menschenrechte als Begründungsbasis der Profession Soziale Arbeit. SiO Sozialarbeit in Österreich 02/07. 8-17.
- Thiersch, Hans (2004): Sozialpädagogik und Sozialarbeit. Notizen zu Definitionsdiskursen, historisch-sozialen Konstellationen und Funktionen der Sozialen Arbeit. In: Knapp, Gerald (Hg.). 146-153.
- Thole, Werner (2005): Soziale Arbeit als Profession und Disziplin. Das sozialpädagogische Projekt in Praxis, Theorie, Forschung und Ausbildung – Versuche einer Standortbestimmung. In: Ders. (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 2., überarb. und aktual. Auflage. VS Verlag, Wiesbaden. 15-60.
- Wolf, Klaus (2008): Subjektive Anmerkungen. Sozialpädagogische Impulse 03/08. S. 21-23.

Tanja Kaizar

Pflegenotstand in Österreich

Die mediale Auseinandersetzung um den „Pflegenotstand in Österreich“ schlug hohe Wellen. Wie sieht nun die viel diskutierte und scheinbar so hart errungene Lösung des Pflegeproblems aus? Und wie müsste die Pflege in Österreich organisiert und ausgestattet sein, um internationalen Standards einer qualitativ hochwertigen Pflege Genüge zu tun?

Neuer Pflegeberuf – ohne Fähigkeitsnachweis

Am 1. 7. 2007 trat das Hausbetreuungsgesetz (HBeG) in Kraft. In diesem Gesetz wird ein neuer Beruf definiert, der vom Tätigkeitsprofil her den Sozialbetreuungsberufen der Alten(fach)betreuung und der Heimhilfen entspricht. Er umfasst die Personenbetreuung inklusive pflegerischer Vorbehaltstätigkeiten. Am 13. 3. 2008 verkündet das Wirtschaftsministerium die Einigung über die Novelle des HBeG, welches am 1. 4. 2008 in Kraft tritt und stellt klar, „dass Personenbetreuer – gleichgültig ob sie unselbständig oder selbständig als Gewerbetreibende tätig sind – bei der Nahrungs-, Flüssigkeits- und Arzneimittelaufnahme, bei der Körperpflege, beim An- und Auskleiden, bei der Benützung der Toilette sowie beim Aufstehen, Niederlegen, Niedersetzen und Gehen Unterstützung leisten dürfen. Andere pflegerische Tätigkeiten können im Einzelfall im Rahmen einer 24-Stunden-Betreuung von Angehörigen des gehobenen Dienstes für Gesundheits- und Krankenpflege übertragen werden. Dazu zählen beispielsweise die Verabreichung von Arzneimitteln, das Anlegen von Bandagen und Verbänden oder die Verabreichung von Insulininjektionen.“

Es drängt sich die Frage auf, warum ein „neuer Beruf“ geschaffen wird, obwohl die Tätigkeiten bereits von bestehenden Berufen ausgeübt werden. Nach der Reform sind davon neben den Sozialbetreuungsberufen (Alten(fach)pflge und Heimhilfe) auch die Gesundheits- und Krankenpflege, sowohl der gehobene Dienst,

die diplomierten Pflegepersonen, als auch die Pflegehelferinnen betroffen. All diese Tätigkeiten konnten bisher ausschließlich nach absolvierter Ausbildung ausgeübt werden. (Siehe Abb. 1)

Das neu geschaffene HBeG hingegen kann als freies Gewerbe ausgeübt werden. Für dieses freie Gewerbe benötigt man keinen Befähigungsnachweis. Personenbetreuer können auch angestellt werden (nicht in öffentlichen Einrichtungen, jedoch z.B. in privaten Pflegeheimen) und müssen ebenso wenig eine Ausbildung nachweisen.

Die 24-Stundenpflege – Stundenlohn EUR 2,08

Zur Versorgung älterer und behinderter Menschen stehen 68.000 Plätze in ca. 770 Alten- und Pflegeheimen zur Verfügung. In Österreich sind 4 – 5% der über 65-Jährigen in Altenwohn- und Pflegeheimen untergebracht, in Italien sind es 2,5%, in den Niederlanden ca. 9%. Für die Langzeitpflege gibt Österreich 0,7 % des BIP aus. Die Ausgaben in der EU bewegen sich zwischen 0,6% in Italien und 3% in Dänemark. Es gibt Pflegeheime mit hervorragender pflegerischer Betreuung. Leider sind dies Einzelfälle, wie Werner Vogt eindrücklich in seinem Buch „Reise in die Welt der Altenpflege“ beschreibt. Der Großteil der Pflegeheime weist erhebliche Mängel auf. Hauptsächlich verursacht durch Personalmangel.

Die Angehörigen befinden sich in einer besonderen Situation. Einerseits wollen sie der vorherrschenden ‚Moral‘ nachkommen und ihre Angehörigen nicht ins Heim „abzuschieben“, und andererseits steht ihnen meist nicht die notwendige Zeit zur Verfügung. Die Anbieter der 24-Stunden-Betreuung bewerben ihre Angebote mit „Wir pflegen Sie dort – wo es am schönsten ist – zu Hause“ (ihrepflege.eu), „... In der fremden Umgebung des Heimes kommt sich der Pflegebedürftige oft abgeschoben und nutzlos vor. ...“ (Pflegeteam iSL), „... Das nimmt Angehörigen eine Last von den Schultern, die in der heutigen Zeit, speziell für berufstätige Menschen, nur schwer zu tragen ist. ...“ (PFLEGE – 24).

Die Kosten für eine Betreuung bewegen sich monatlich zwischen 1.500,- € und 1.900,- € (ohne Auftragsvermittlungsgebühr und Fahrtkosten).

In der Regel sind zwei Personen jeweils 14 Tage rund um die Uhr im Einsatz und leben im Haushalt der zu Pflegenden. Für sie gelten arbeitsrechtliche Sonderbestimmungen (Arbeitsverhältnis in Privathaushalten). Bei angenommenen monatlichen Kosten von 1.500,- € erhält eine Betreuer/in 750,- € für 14 Tage; das sind pro Tag 50,- €, pro Stunde 2,08 € (24h) oder 4,16 € (12h). Einer Hausbetreuer/in steht kein Urlaub zu. Das Sozialministerium verknüpft eine Förderung der Betreuung sogar mit dem HBeG.

„Diese Förderung kann **bis zu 800,- €** bei Vorliegen von (unselbständigen) Arbeitsverhältnissen oder **bis zu 225,- €** bei Vorliegen von Werkverträgen (bei selbständigen Betreuungskräften) betragen. Die Betreuung muss gemäß den Bestimmungen des Hausbetreuungsgesetzes erfolgen.“ (<http://www.bmsk.gv.at/cms/site/liste.html?channel=CH0058> am 23. 11. 2008)

Die in Österreich arbeitenden Pflegenden aus dem Ausland fehlen natürlich in ihren Heimatländern. So wird der Pflegenotstand weltweit in immer ärmere Länder exportiert.

Anzahl der Pflegepersonen – zwischen Moldawien und Mazedonien

Für Österreich trifft im Gesundheitsbereich ein duales Modell zu, welches zwischen Akutversorgung und Langzeitversorgung unterscheidet. In Abbildung 2 werden diese Unterschiede deutlich. Der Familie kommt eine zentrale Rolle bei der Versorgung in der Langzeitpflege zu. Etwa 80% der heute in Österreich über 60-jährigen Hilfe- und Pflegebedürftigen werden von Angehörigen betreut. 80% aller informellen Helfer sind Frauen (Ehefrauen, Töchter, Schwiegertöchter). 20% sind Männer, die großteils ihre an einer Demenz erkrankte Partnerin betreuen. Viele Pflegenden sind selbst schon ältere und alte Menschen. 37,4% aller Hauptbetreuungspersonen in Österreich sind über 60 Jahre alt, 18,3% sogar älter als 70 Jahre. 1993 trat das Pflegegeldgesetz in Kraft. Pflegebedürftige erhalten je nach Pflegebedarf einen Betrag, über den sie frei verfügen können.

Nach dem Skandal in Lainz 1989 meinte die eingesetzte internationale Untersuchungskommission, dass dem Gesundheits-

wesen eine höhere politische Priorität zugestanden werden sollte. Zudem sollte auf den Ausbau und die Weiterentwicklung von extramuralen Einrichtungen und neue Formen der Pflege außerhalb des Krankenhauses, und zwar die Erweiterung der Pflege- und Betreuungszentren, ein Ausbau der Hauskrankenpflege und eine Beratungs- bzw. -Schulungseinrichtung für pflegende Angehörige geplant werden. Dem eklatanten Mangel an Pflegepersonal sollte durch strukturelle Maßnahmen, wie der Beteiligung der Pflege an gesundheitspolitischen Entscheidungen und der Einrichtung eines Pflegeexpertengremiums, begegnet werden. Die Sicherstellung einer hohen Pflegequalität sollte mit der Anhebung der Aus- und Weiterbildung und der Einrichtung eines Lehrstuhls für Pflegewissenschaften gewährleistet werden. Zudem sollte die Arbeitssituation allgemein verbessert werden.

Im Vergleich zu den Nachbarländern hatte und hat Österreich weiterhin eine sehr unterdurchschnittliche Anzahl an Pflegepersonen. So rangiert Österreich mit 5,89 Pflegepersonen bezogen auf 10.000 Einwohner/innen zwischen Moldawien mit 6,26 und Mazedonien mit 5,19 an der 24. Stelle von 39 genannten europäischen Ländern.

Pflegenotstand beinahe unberührt

Die politisch Verantwortlichen haben es auch diesmal wieder geschafft, den Pflegenotstand kleinzureden und eine vermeintliche Lösung zu präsentieren. Es haben sich von den bisher illegal tätigen Pflegenden 4.811 als Selbstständige und ca. 200 als Angestellte angemeldet (5. 5. 2008, ORF, News). Einerseits dient die ‚Duldung‘ dieser Praxis der Beruhigung der Öffentlichkeit und lässt unter dem Deckmantel des ‚menschlichen Vorgehens‘ die ‚gut gemeinten Bemühungen‘ erkennen.

Der seit Jahrzehnten in Österreich existierende Pflegenotstand bleibt jedoch davon beinahe unberührt. Die Verantwortlichen umgehen sowohl die seit Jahren geforderten Verbesserungen in der Altenbetreuung als auch die in der Ausbildungssituation und den Arbeitsbedingungen der Pflegenden. Mehr noch, es wird alten, pflegebedürftigen Menschen zugemutet, Hilfen ohne jegliche Form einer Qualifizierung ‚dankbar‘ anzunehmen. Die-

se Regelung öffnet auch dem Lohndumping Tür und Tor. Die überfällige Pflegedebatte hat wieder einmal nicht begonnen.

Abbildung 1: Ausbildungsdauer ausgewählter Gesundheitsberufe

		Theorie	Praxis
Gehobener Dienst für Gesundheits- und Krankenpflege	3 Jahre	2.000 Stunden	2.480 Stunden
		120 Stunden schulautonome	
Altenfachbetreuer/innen*	2 Jahre	1.200 Stunden	1.200 Stunden
Pflegehelfer/innen	1 Jahr	800 Stunden	800 Stunden
Heimhilfen	3 Monate	200 Stunden	200 Stunden

Quelle: Gesundheits- und Krankenpflegegesetz, Caritas

* Zukünftig: Fach-Sozialbetreuer/innen; (Diplom-Sozialbetreuer/innen: Ausbildung 3 Jahre)

Abbildung 2: Ziele und Prinzipien der österreichischen Gesundheits- und Pflegepolitik

	Krankheit	Langzeitpflege
Ziele der Gesundheitspolitik	Zugang zu Gesundheitsleistungen für alle Bürger/innen	Beitrag für alle Bürger/innen Sicherstellung einer Mindestversorgung für Bedürftige
Handlungsprinzip	Versicherung Versorgung	Versorgung Fürsorge
Modus der Solidarität	Versichertengemeinschaft	Universell/Familie
Rolle von Familie Markt Staat	ergänzend ergänzend zentral	zentral ergänzend ergänzend

Quelle: Österle 2004, S. 26.

Was braucht eine qualitativ hochwertige Pflege?

In der Pflegeforschung werden vor allem zwei Voraussetzungen einer optimalen Pflege immer wieder festgestellt: eine möglichst geringe Anzahl von Patient/innen / Klient/innen, die eine Pflegeperson zu betreuen hat, und ein hochqualifiziertes Pflegepersonal.

In Mitteleuropa findet ein vierstufiges Modell zur Beschreibung der Pflegequalität Anwendung:

- Stufe 3: Optimale Pflege: Pflege bezieht den Betroffenen und sein Umfeld mit ein (individuell angepasste Pflege)
- Stufe 2: Angemessene Pflege: Pflege ist den Bedürfnissen des kranken/alten Menschen angepasst (bewohnerorientierte Pflege)
- Stufe 1: Notwendige Pflege: Pflege wird gerade so ausgeführt, dass sie nicht gefährlich ist (betriebsorientierte Pflege)
- Stufe 0: Gefährliche Pflege: Maßnahmen werden unterlassen oder falsch ausgeführt.¹

Weltweit beschäftigen sich Pflegende mit ihren Arbeitsbedingungen, weil die Liberalisierung in allen Lebensbereichen auch die Pflege gehörig unter Druck setzt. Die Sparmaßnahmen in den Gesundheitssystemen der entwickelten Länder haben Gemeinsamkeiten. Einerseits erhöht sich der Pflegebedarf und auf der anderen Seite wird dafür weniger Geld zur Verfügung gestellt. Es ist eine Wanderbewegung zu beobachten, wobei Pflegende ihre Länder verlassen, um in Länder abzuwandern, die sich eine qualifizierte Pflege leisten können.²

Bei der sicheren Personalausstattung geht es um eine adäquate Betreuung der Patient/innen / Klient/innen und gleichzeitig um einen sorgsamem Umgang mit den Pflegenden. Die Definition der North Carolina Nurses Association (NCNA) aus dem Jahr 2005 bezieht beide Ebenen ein:

„In das Konzept einer sicheren Personalausstattung geht die Aufrechterhaltung einer qualitativ guten Patientenversorgung ebenso ein wie der Berufsverbleib der Pflegenden und die Ergebnisse für die gesamte Organisation, in der die Pflege erbracht wird. In der Praxis berücksichtigt die sichere Personalausstattung die Komplexität und Intensität pflegerischer Aufgaben, die unterschiedlichen Qualifikationsniveaus der Pflegenden, ihre jeweiligen Kompetenzen und Erfahrungen, die Personalentwicklung der

1 vgl. Bernhard WEH; Hannes SIEBER: Pflegequalität. München, Wien, Baltimore 1995, S. 48-55

2 vgl. ICN 2006 (Hg.): Sichere Personalausstattung sichert Leben. Genf 2006, S. 2-3

Beschäftigten im Gesundheitswesen, die Unterstützung durch das Pflegemanagement auf der operativen und der administrativen Ebene, das jeweilige Umfeld und die technologischen Bedingungen der Einrichtung, die verfügbaren unterstützenden Dienste, insbesondere die unmittelbare Unterstützung in Notfällen.“³

Ergebnisse der internationalen Pflegeforschung

Zum Zusammenhang zwischen der Organisationsform der Pflege und dem Gesundheitszustand der Patient/innen stellte bereits Miller fest, dass in verrichtungsorientierten Abteilungen der Aufenthalt um 33 Tage länger dauert, viermal so viele Patient/innen tagsüber im Bett gepflegt werden, die Häufigkeit an Dekubitalgeschwüren (Wundliegen) beinahe dreimal so hoch ist und Dauerkatheter fast dreimal so viele Patient/innen haben. Das Wohlbefinden und die Zufriedenheit der Patient/innen in der patientenorientierten Pflege sind deutlich höher.⁴

Dass ein Zusammenhang zwischen der Personalausstattung (quantitativ und qualitativ) und dem Gesundheitszustand der Patient/innen / Klient/innen besteht, konnte in zahlreichen Studien bewiesen werden. So konnten Aiken u.a. nachweisen, dass sich mit jedem weiteren Patienten (im Casemanagement betreut sie vier Patient/innen), den eine Krankenschwester zusätzlich betreuen muss, die Wahrscheinlichkeit, innerhalb von 30 Tagen nach der Aufnahme ins Krankenhaus zu sterben, um 7 Prozent erhöht. Das Risiko, nicht mehr reanimiert werden zu können, steigt dann ebenfalls um 7 Prozent. Needleman u. a. zeigen, „dass ein größerer Anteil und eine höhere Anzahl von Pflegestunden, die von qualifizierten Pflegenden erbracht wurden, die Verweildauer der Patient/innen verkürzte. Darüber hinaus gingen dann die Inzidenz [Auftreten] von Infektionen des Harntraktes, gastrointestinalen [Magen-Darmtrakt-] Blutungen, Pneumonie [Lungenentzündung], Schock und von Herzstillstand zurück, ganz abgesehen davon, dass die Anzahl erfolgreicher Wiederbelebungsversuche stieg.“

3 ebd., S. 6

4 vgl. Audrey MILLER: Wird die Pflegequalität durch die Anwendung des Pflegeprozesses beeinflusst? Eine Untersuchung auf geriatrischen Stationen, in: Pflege 2/1988, S. 94-102

Cho u. a. finden heraus, „dass eine Stunde, die eine Krankenschwester zusätzlich für einen Patienten aufbringt, das Auftreten einer Pneumonie um 8,9 Prozent sinken lässt, während 10 Prozent mehr Zeit in der Pflege diese Inzidenzrate schon um 9,5 Prozent reduziert.“

Sheward u. a. weisen nach, „dass ein ungünstiges zahlenmäßiges Verhältnis von Patient/innen und Pflegenden in Verbindung zu emotionaler Erschöpfung und Unzufriedenheit mit dem Arbeitsplatz gesetzt werden.“⁵

Arbeitsbedingungen der mobilen Pflege und Betreuung in Wien

In einem dreijährigen Forschungsprojekt des Roten Kreuzes und der Stadt Wien werden die Arbeitsbedingungen der mobilen Pflege und Betreuung untersucht. Dabei wird festgestellt, dass die Kluft zwischen den tatsächlichen Arbeitsanforderungen und der niedrigen gesellschaftlichen Bewertung auch die Arbeitszufriedenheit beeinflusst. Die Folgen sind häufig Motivationsverlust, emotionale Erschöpfung und krankheitsbedingte Fehlzeiten, viele scheiden durch Frühpension vorzeitig aus oder verlassen auf anderen Wegen das Berufsfeld. „Es zeigte sich, dass die Mitarbeiter/innen zum Teil erheblichen Belastungen ausgesetzt sind, die die reale Gefahr der körperlichen und emotionalen Überbeanspruchung und des Burn-out in sich bergen.“ Als Ursachen werden Belastungen angeführt, die aus der Art der Tätigkeit (z. B. Verhalten von Klient/innen und Angehörigen, Abgrenzungsthematik), die aus den organisatorischen Rahmenbedingungen der Arbeit (z. B. Widerspruch zwischen steigenden Anforderungen und personeller Besetzung, zu knapp bemessene Betreuungs- und Wegzeiten, unrealistische Zielvorgaben, steigender Dokumentationsaufwand, kaum Austauschmöglichkeiten, Informationsmängel, fehlende Unterstützung durch Vorgesetzte) und auch aus der fehlenden Anerkennung erwachsen. Es heißt weiter: „Die Ergebnisse weisen auch darauf hin, dass strukturelle Defizite häufig durch überdurchschnittliches, individuelles Engagement

5 vgl. ICN 2006 (Hg): S. 2-11.

der Beschäftigten kompensiert und daher kaum sichtbar werden. Der Zusammenhang zwischen persönlicher Gesundheit und Arbeitssituation wird von den Mitarbeiter/innen oft nicht selbstverständlich hergestellt, was u. a. mit der stark im beruflichen Selbstverständnis verankerten Orientierung am gesundheitlichen Wohlergehen der Klient/innen zusammenhängen dürfte.“⁶

Zukunft der Pflege

Pflege als Dienstleistung lässt sich genauso wenig mit allgemeinen Produktionsmaßstäben messen wie Bildung oder Beratung. „Ihre Leistungen sind nicht auf Vorrat zu produzieren, sie können nicht gelagert oder standardisiert werden wie andere Güter, ihr Arbeitsgegenstand ist der Mensch, Rationalisierungsbemühungen sind demnach, quasi in der ‚Natur der Sache‘ liegend, begrenzt. Wenn der Bedarf an dieser Leistung steigt, wird dadurch auch ein steigender Anteil an gesellschaftlichen Arbeitsvermögen gebunden, mehr Personal ist erforderlich und die Leistung insgesamt wird teurer, aber gleichzeitig auch wertvoller.“⁷ In der derzeitigen Diskussion sieht Steppe zwei Szenarien:

- den Preis der Pflege niedrig zu halten, um sie flächendeckend zu ermöglichen oder
- qualitativ hochwertige Pflege anzubieten, die sich zukünftig nur mehr Reiche leisten können.

Durch politisch gewollte Umverteilung könnte allen Menschen im Sinne des Solidarsystems eine gute Pflege ermöglicht werden.

Es ist eine Frage der Priorität, inwieweit qualitativ hochwertige Pflege zu ihren erforderlichen Mitteln kommt. Einsparungen in der Pflege gehen in erster Linie auf Kosten der Pflegenden und wirken sich nachträglich auf die Patient/innen aus, was letztendlich erhebliche Mehrkosten für die Volkswirtschaft eines Landes

6 vgl. Ingrid SPICKER: Betriebliche Gesundheitsförderung in der mobilen Pflege und Betreuung. Projektabschlussbericht. Wien, August 2005, S. 16-28

7 Hilde STEPPE: Die Pflege und ihr gesundheitspolitischer Auftrag, in: Pflege 2/2000, S.87

bedeutet. Käppeli kommt zu dem Schluss: „Bisher verbündeten sich die Pflegenden mit den Kranken, um unter fast allen Umständen eine minimale Qualität der Pflege zu gewährleisten. In rasch zunehmendem Maß wird dieses Bündnis zu einem resignierenden Bündnis von Verlierern.“⁸

Zur Ausbildungssituation der Pflege in Österreich

Zu Beginn des 1. Weltkrieges und noch einmal ab 1938 wird in Österreich die Ausbildungskapazität erhöht, zugleich wird aber die Ausbildungszeit verkürzt. Nach 1945 wird das Eintrittsalter herabgesetzt.⁹

Die Grundausbildung des gehobenen Dienstes für Gesundheits- und Krankenpflege dauert mindestens drei Jahre, umfasst 4.600 Stunden (2.000 Stunden Theorie und 2.480 Stunden Praktikum), kann nach 10 positiv absolvierten Schulstufen und ab dem 16. Lebensjahr begonnen werden und schließt mit dem Diplom ab. In Österreich gibt es pro Jahr in ca. 60 Schulen für allgemeine Gesundheits- und Krankenpflege 2.000 bis 2.400 Schüler/innen. Bis 1996 steigt die Anzahl der Absolvent/innen stetig auf 2.567, seitdem ist ein kontinuierlicher Rückgang festzustellen.

Mit dem Inkrafttreten des Gesundheits- und Krankenpflegegesetzes 1997 begibt sich die Pflege auch auf wissenschaftliches Terrain, obwohl flankierende Maßnahmen wie die Institutionalisierung der Pflegewissenschaften und der Pflegeforschung ausbleiben.

Die Pflegewissenschaft

Die Einrichtung eines Universitätsinstitutes für Pflege- und Gesundheitssystemforschung an der Johannes Kepler Universität Linz erfolgt im Jahre 1992 und Frau Univ.-Prof. Dr. Seidl übernimmt die Leitung der Abteilung Pflegeforschung am Ru-

8 vgl. Silvia KÄPPELI: Prioritäten setzen ist nicht immer einfach. Das Konzept zur Prioritätensetzung des Universitätsklinikums Zürich gab Anlass zu kontroversen Debatten, in: Pflege aktuell, 5/2003, S. 264-269, hier S. 269

9 vgl. Ilsemarie WALTER: Zur Entstehung der beruflichen Krankenpflege in Österreich, in: Historikum 2003, S.22-29, hier S. 8 und S. 10

dolfinerhaus in Wien.¹⁰ Die Aufgaben des Instituts sind Qualitätssicherung in der Pflege, angewandte Pflegeforschung und Untersuchung über den Ist-Zustand im Pflegebereich inklusive der Entwicklung von Verbesserungen.¹¹

Ab dem 1. 1. 2005 gibt es die Pflegewissenschaft als ordentliches Studium an der Universität Wien, gestiftet von der Caritas und dem Roten Kreuz. Das Studium begann mit dem Wintersemester 2005. Seit September 1999 kann ein individuelles Studium der Pflegewissenschaft inskribiert werden. Die Zahl der Studierenden liegt im WS 2007 bei ca. 900, etwa 90 konnten das Studium bereits abschließen. Ab Herbst 2007 erfolgt keine Neuzulassung zum IDS Pflegewissenschaft, das Studium kann noch abgeschlossen werden und zwar unter einer Gastprofessur. Einerseits lief die Stiftungsprofessur aus und zum anderen waren ca. die Hälfte der Student/innen ohne Gesundheits- und Krankenpflegediplom, wodurch sie zwar das Studium abschließen konnten, jedoch keine Berufsberechtigung erworben haben. Ein geplantes Bakkalaureatsstudium an der Medizinischen Universität Wien wurde aus finanziellen Gründen gestoppt.

An der Universität Graz existiert seit Herbst 2004 ein reguläres Studium der Pflegewissenschaft. An der Privaten Universität für Medizinische Informatik und Technik in Innsbruck ist seit Herbst 2004 ein Studiengang Pflegewissenschaft möglich. In Salzburg besteht an der Paracelsus Medizinischen Privatuniversität seit Herbst 2007 die Möglichkeit das Bachelorstudium Pflegewissenschaft zu studieren. Im Unterschied zu den öffentlichen Universitäten belaufen sich die Kosten pro Semester zwischen 2.000 bis 4.000 Euro.¹²

10 vgl. Marianne KRIEGL: Akademisierung der Pflege in Österreich, in: KOZON, V.; FORTNER, N. (Hg.): Bildung und Professionalisierung in der Pflege. Wien 1999, S. 7-21, hier S. 12

11 Klaus ZAPOTOCZKY: Das Institut für Pflege- und Gesundheitssystemforschung als wissenschaftliche und gesellschaftliche Herausforderung, in: SEIDL, E.; ZAPOTOCZKY, K. (Hg.): Pflegewissenschaft eine universitäre Aufgabe. Linz 1994, S. 19 – 27, hier S. 24

12 vgl. Elisabeth RAPPOLD: Pflegewissenschaft in Österreich, in: PRO CARE 10/2009, S. 30 – 33 und Hanna MEYER: Und schon wieder: Pflegewissenschaft – quo vadis?, in: Österreichische Pflegezeitschrift 11/2007, S. 6

Verglichen mit der internationalen Situation hinkt Österreich Jahrzehnte nach. Ein kurzer Überblick über die historische Entwicklung in den USA und Europa soll die Situation verdeutlichen.

Um die Entwicklung von Ausbildungsinstrumenten wie Curricula und Methoden der Didaktik voranzutreiben, wird in den USA im Jahr 1907 die Pädagogische Akademie der Columbia-Universität gegründet. Im Jahr 1910 richtet die Universität Minnesota ein kombiniertes fünfjähriges Studium für Krankenschwestern ein, welches mit dem akademischen Grad des „Bachelor“ abschließt.¹³

Der Berufsverband der amerikanischen Krankenschwestern – American Nurses Association (ANA) – regt 1950 ein Programm zur Untersuchung und Erforschung der Pflegepraxis an. Das Institut für Forschung und Dienstleistung (Institut of Research and Service in Nursing) wird 1953 an der Columbia-Universität in New York gegründet. Obwohl ein erstes Forschungsergebnis bereits 1907 erscheint, gilt die Gründung des Instituts in New York als Beginn der Pflegeforschung.¹⁴

Auch in Europa machen sich Pflegende Gedanken, ihre Profession auf eine wissenschaftlich fundierte Basis zu stellen. Das erste akademische Ausbildungsprogramm für Krankenpflege wird im Jahr 1959 an der Universität Edinburgh geschaffen, welches 1971 durch eine Forschungsstelle erweitert wird.¹⁵ Im Jahr 1960 beginnt an der Karls-Universität in Prag (Tschechoslowakei) die universitäre Qualifikation der Pflege.¹⁶ Zur Ausbildung von The-

13 vgl. Horst-Peter WOLFF: Geschichte der Krankenpflege. Basel; Eberswalde 1994, S. 258

14 vgl. Hilde STEPPE: Pflege als Wissenschaft – am Beispiel der Entwicklung in den USA, in: SEIDL, E. (Hg.): Betrifft: Pflegewissenschaft. Beiträge zum Selbstverständnis einer neuen Wissenschaftsdisziplin. Wien, 1993, S. 15–60, hier S. 20

15 vgl. Elisabeth [Elisabeth] SEIDL: Zur Lage der Pflege und ihrer Akademisierung in Österreich, in: HELLER, A.; SCHAEFFER, D.; SEIDL E., (Hg.): Akademisierung von Pflege und Public Health. Ein gesundheitswissenschaftlicher Dialog. Wien 1995, S. 13-38, hier S. 28

16 vgl. Marta STANKOVÁ: Krankenpflegestudium an der Karls-Universität in Prag, in: SEIDL, E.; ZAPOTOCZKY, K. (Hg.): S. 67 – 79, hier S. 72

orielehrern für das Berufsfeld Gesundheit wird im September 1963 ein universitärer Studiengang an der der Pädagogischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin eingerichtet.¹⁷

Beispielhaft seien noch weitere europäische Länder mit dem Zeitpunkt der jeweiligen Akademisierung von Pflegeberufen angeführt. Griechenland 1980, Spanien 1982, Finnland 1986, Italien und Deutschland 1991, Slowenien 1992, Ungarn und die Schweiz 2000.¹⁸

Die Institutionalisierung der Pflegewissenschaften in Österreich wird von Expert/innen der Pflege seit langer Zeit gefordert. Der Österreichische Gesundheits- und Krankenpflegeverband veröffentlicht bereits 1979 in seinen Grundsatzpositionen, dass die Forschung ein wesentliches Element zeitgemäßer Pflege ist. Dazu bedarf es auch Ausbildungsprogramme auf Hochschulebene. Die „Workgroup of European Nurse Researchers“ wird 1978 gegründet und der ÖGKV ist bei den jährlichen Arbeitstreffen anwesend.¹⁹

Seidl beschreibt, dass schon im Jahr 1989, nach den Vorkommnissen im Krankenhaus Lainz, die internationale Expert/innen-gruppe die Errichtung eines Lehrstuhls für Pflegewissenschaften und die Ermöglichung eines Hochstuhlstudiums für leitendes und lehrendes Pflegepersonal empfiehlt. Des Weiteren solle das Ausbildungssystem einen Zugang zu höherer Bildung ermöglichen. Seidl verweist in diesem Zusammenhang auf eine Empfehlung des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, wonach es unumgänglich sei, Krankenpflegewissenschaft und -forschung als eigene Disziplin im Fächerkanon der Universität zu institutionalisieren. Seidl meint, dass die gesundheitspolitischen Maßnahmen recht widersprüchlich gesetzt werden. Sie

17 vgl. Jutta BEIER; Gisela JAHN: Pflegeforschung in der ehemaligen DDR, in: BARTHOLOMEYCZIK, S.; MÜLLER, E.: Pflegeforschung verstehen. München; Wien; Baltimore 1997, S. 29-46, hier S. 30-31

18 vgl. Elisabeth SEIDL: Antrittsvorlesung „Pflegewissenschaft für die Gesundheitsversorgung von morgen“, Universität Wien am 5. 4. 2005. Seidl 2005, S. 2-4

19 vgl. Marianne KRIEGL: Akademisierung der Pflege in Österreich, in: KOZON, V.; FORTNER, N. (Hg.): Bildung und Professionalisierung in der Pflege. Wien 1999, S. 7-21, hier S. 8-9

beschreibt, dass die Verantwortlichen entgegen den internationalen Erfahrungen und Entwicklungen die Pflegeausbildung ab 14 Jahren zugänglich machten. Die Akademisierungsbemühungen kämen trotz dringend attestierten Erfordernisses nicht voran.²⁰

Eine Studie von 1992 bescheinigt den Bedarf von 4.000 akademisch ausgebildeten Pflegekräften für Österreich bei einem Gesamtpersonalstand von 40.000. Dies würde einer Quote von 10% entsprechen. Vorerst fasse man eine Quote von 3-4% ins Auge. Diese Anregungen einer Arbeitsgruppe wurden vom Bundesministerium nie weiter verfolgt.²¹

Hierbei kommt man nicht umhin anzumerken, dass die Pflege als Berufsgruppe nicht einhellig hinter den Bemühungen steht, die Grundausbildung mit Matura abzuschließen und die Akademisierung der Pflege voranzutreiben. Beispielsweise wird die vom BMGF im Jahr 2006 vorbereitete Ausbildungskonzeption, die einen Maturaabschluss vorsieht, durch Einspruch einiger Länder vor seiner Umsetzung verhindert. Der Einspruch wird nicht nur den finanziellen Mehrausgaben zugeschrieben, sondern sei von Pflegenden betrieben worden.²² Gegenüber der Akademisierung des Berufs äußern viele Pflegenden ihre Skepsis. Sie befürchten u.a., dass ihre Tätigkeit in der Praxis an Ansehen abnimmt.

Bei der Betrachtung der vorher geschilderten europäischen Verhältnisse, des Engagements der Pflegenden und der Empfehlungen von Kommissionen ist schwer nachvollziehbar, dass hier ein derart zögerliches Agieren vorherrscht. Wenn man sich beispielsweise das Tempo, mit dem die Installierung des Institute of

20 vgl. Elisabeth [Elisabeth] SEIDL: Zur Lage der Pflege und ihrer Akademisierung in Österreich, in: HELLER, A.; SCHAEFFER, D.; SEIDL, E. (Hg.): Akademisierung von Pflege und Public Health. Ein gesundheitswissenschaftlicher Dialog. Wien 1995, S. 31-35.

21 vgl. Charlotte STAUDINGER: Bedarf an akademisch ausgebildeten Pflegepersonen, in: KOZON, V.; MAYER, H.; SEIDL, E. (Hg.): Pflegewissenschaft – Aufbruch in Österreich. Wien 2000, S. 107-110, hier S. 107-110

22 Johanna EHMTEN-HÖHNEL (BMGF), Abteilung nichtärztliche Gesundheitsberufe, telefonische Auskunft am 24. 8. 2006. [Im Gespräch wurden keine Namen bzw. Bundesländer genannt.]

Science and Technology Austria, auch als „Eliteuniversität“ bekannt, vergegenwärtigt, ist es umso rätselhafter, dass die Pflege so lange Zeit auf die wissenschaftliche Institutionalisierung warten musste.

Pflege wird heute (in den entwickelten Ländern) auf wissenschaftlich fundierten Erkenntnissen (evidenced based nursing) basierend durchgeführt. Das GUKG beschreibt im § 4, Abs. 1: „Angehörige der Gesundheits- und Krankenpflegeberufe haben ihren Beruf ohne Unterschied der Person gewissenhaft auszuüben. Sie haben das Wohl und die Gesundheit der Patienten, Klienten und pflegebedürftigen Menschen unter Einhaltung der hierfür geltenden Vorschriften und nach Maßgabe der fachlichen und wissenschaftlichen Erkenntnisse und Erfahrungen zu wahren. Jede eigenmächtige Heilbehandlung ist zu unterlassen.“²³

Die professionelle Gesundheits- und Krankenpflege ist durch das GUKG geschützt. Im §3 begründet das Gesetz die Abgrenzung zu anderen Berufen im Gesundheitsbereich sowie zur Laienpflege.

Die Einstufung des Pflegegeldes, bei der es um die Feststellung des Umfangs des Pflegebedarfs geht – unbestreitbar eine Kompetenz im eigenverantwortlichen Tätigkeitsbereich der Pflege –, wird in Österreich von Ärzt/innen vorgenommen. Hier kommt der Pflege einmal mehr eine untergeordnete Rolle zu.

23 Susanne FASSBINDER; Alexandra LUST (Hg.): Gesundheits- und Krankenpflegegesetz – GuKG samt ausführlichen Erläuterungen, Wien 1997, S 27

Die Entdeckung des Alters

Konturen einer Sozialen Arbeit mit alten Menschen

Demographische Veränderungen in unserer Gesellschaft und damit im Zusammenhang stehende Auswirkungen auf unser Pensionssystem scheinen in aller Munde zu sein. Die Bevölkerung altert, die Geburtenrate stagniert. Fragen der Migration im Hinblick darauf, wie Zuwandererfamilien zur gesamtgesellschaftlichen Fertilität beitragen, werden meist gar nicht aufgeworfen, da sie politisch zu brisant sind. Der viel gepriesene „Generationsvertrag“, demzufolge die junge erwerbstätige Generation für jene im Ruhestand die Renten sichert, scheint gefährdet. Eine solch zugespitzte Debatte führt leicht zu neuen Feindbildern, zu Ausgrenzungs- und Diskriminierungsprozessen. Alter wird zunehmend im Zusammenhang eines Versorgungsproblems diskutiert, hinter dem sich ökonomische Schreckgespinste verbergen. Das Ganze kulminiert in der Frage: Wer soll das alles finanzieren? „Wohin mit den Alten?“ titelte z. B. das Wirtschaftsmagazin „Gewinn“ in der Juniausgabe 2008.

Die Soziale Arbeit hat erst relativ spät begonnen, sich mit der Zielkategorie alte Menschen zu beschäftigen. Doch mit der soziodemographischen Entwicklung rückt das Alter zunehmend als Querschnittsthematik ins Blickfeld. Soziale Arbeit muss sich in dem Diskurs zu Wort melden und ist gefragt, konkrete Konzepte zu liefern, die alte Menschen in sozialpädagogischen Kategorien erfassen und darüber hinaus auch eine sozialpolitische Relevanz haben.

In diesem Beitrag gehe ich auf einige Aspekte eines allgemeinen Strukturwandels des Alters im 21. Jahrhundert ein. Daraus werden Anforderungen und Herausforderungen für eine professionelle Soziale Arbeit abgeleitet und beispielhafte Handlungs- und Aufgabenfelder anhand der Bereiche Altenhilfe, Altenarbeit und Altenbildung dargestellt.

Strukturwandel und Ambivalenzen im Alter

Die Phase des Alters ist gegenwärtig von verschiedenen strukturellen, in sich verwobenen und zum Teil ambivalenten Veränderungsprozessen und Trends gekennzeichnet. Erstmal weitet sich die Lebensphase Alter, bedingt durch die erhöhte durchschnittliche Lebenserwartung, enorm aus. Wer heute in Österreich mit 60 in Pension geht, hat eine große Wahrscheinlichkeit, noch 20, 30 und mehr Jahre an Lebenszeit vor sich zu haben. Diese Ausweitung ist zugleich Ausgangspunkt für eine zunehmende Differenzierung des Alters (vgl. Tews 1993, S. 16). Es ist unangebracht, von *dem* Alter als begrifflichen Einheitsbrei zu sprechen. Das breite Spektrum der Altersphase reicht von jenen, die am Ende des sechsten Lebensjahrzehnts in Frühpension gehen, bis zur zunehmenden Anzahl der Hochbetagten jenseits der 100. Es erscheint also sinnvoll – auch im Hinblick auf abgestimmte soziale und gesundheitsbezogene Betreuungs- und Dienstleistungsangebote – auf die Komplexität und Heterogenität dieser Lebensphase mit einer Binnendifferenzierung zu reagieren (vgl. Thiele 2001, S. 28). Wenn heutzutage von den „jungen Alten“ die Rede ist, von „Älteren“, „Betagten“ und „Hochbetagten“, so darf dabei dennoch nicht übersehen werden, dass die Grenzen zwischen den jeweiligen Altersgruppen oft fließend sind und bei solchen Unterscheidungskonstrukten vielfältige inter- und intra-individuelle Unterschiede unberücksichtigt bleiben (ebd., S. 29).

Der sogenannte Strukturwandel des Alters beschreibt mindestens fünf gesellschaftlich-strukturell bedingte Phänomene, die hier nur stichwortartig umrissen werden können (vgl. Tews 1993; Böhnisch 2005, S. 252ff.). Die *Verjüngung des Alters* bezeichnet einerseits einen Trend zu einer Bedeutungszunahme des „aktiven Alterns“ und zu einer Verjüngung in der Selbsteinschätzung älterer Menschen. Der 70-jährige Großvater auf die Frage, ob er sich alt fühle: „Aber ich bin doch nicht alt. Alt sind die 85- und 90-Jährigen!“ Andererseits ist damit die Verschiebung der Altersgrenze nach unten gemeint, und zwar dort, wo es um „Verwertbarkeitskriterien“ auf dem Arbeitsmarkt geht. Dort zählt man mit 45 bereits zu den älteren ArbeitnehmerInnen. Die *Entberuflichung* markiert den Übergang vom Erwerbsleben in die

nachberufliche Lebensphase. Vorgelagerte Arbeitslosigkeit, Langzeitarbeitslosigkeit, Altersteilzeit und erzwungene Frühpension sind dazu Stichworte, die auf Benachteiligungsprozesse bestimmter Bevölkerungsgruppen verweisen. Als besonders betroffen gelten ältere ArbeitnehmerInnen mit beruflich niedrigem Status, geringen fachlichen Qualifikationen und eingeschränktem Gesundheitszustand (was häufig kumulativ auftritt). Mit *Singularisierung* sind Veränderungen der Haushaltsstrukturen im Sinne des Anstiegens von Ein-Personen-Haushalten mit zunehmendem Alter gemeint (was besonders Frauen betrifft). Besonders im Zusammenhang mit dem Verlust von Partnern und zentralen Bezugspersonen sind alte Menschen gefragt, sich neue soziale Netzwerke aufzubauen, um nicht in Isolation und Vereinsamung abzugleiten. Mit dem Begriff der *Feminisierung des Alters* wird die Unausgeglichenheit des Geschlechterverhältnisses ausgedrückt. Dabei spielt die durchschnittlich höhere Lebenserwartung von Frauen eine große Rolle. Frauen sind auch eher von Altersarmut betroffen, da sie – bedingt durch niedriges Einkommen und Einbußen während der Erziehungszeiten – geringere Pensionen beziehen. Schließlich benennt die *Hochaltrigkeit* die Merkmale des höheren und hohen Alters jenseits der 80. Mit steigendem Lebensalter ist eine erhöhte Wahrscheinlichkeit an chronischen Krankheitszuständen, Mehrfacherkrankungen, Demenz sowie Pflegebedürftigkeit verbunden. Ein empirischer Zusammenhang zwischen Hochaltrigkeit, Feminisierung und Singularisierung ist evident (vgl. Tews 2003, S. 32).

Die breite Lebensphase Alter stellt die Menschen heute vor völlig neue Chancen und Gestaltungsmöglichkeiten, setzt sie gleichzeitig aber auch neuen Risiken und Gefährdungen aus. Eine historisch einzigartige Pluralisierung der Lebensformen, die Freisetzung traditioneller Lebensstile und die Herausbildung vielfältiger Lebensentwürfe stellen tradierte Rollenbilder auf den Kopf. Das alternde Individuum ist gefordert, sich angesichts dieser neuen Unübersichtlichkeit neu zu orientieren, sich zurechtzufinden und zu experimentieren. „Die Dynamik der Moderne, ihre Krisenhaftigkeit erreicht nun das Alter und gräbt sich in die Phase des Alterns ein.“ (Winkler 2005, S. 14) Ältere und alte Menschen sind gegenwärtig von einer „doppelten Ambiva-

lenz“ betroffen. Zum einen ist ihre Anerkennung daran gekoppelt, dass sie sich gesellschaftlichen Verwertungsprozessen unterwerfen, zumal in der Rolle von KonsumentInnen. Wenn sie weder produzieren noch konsumieren, laufen sie Gefahr, gesellschaftlich und kulturell ausgeschlossen zu werden. Zum anderen wird der Gewinn an demographisch relevantem Gewicht von einem allgemeinen Bedeutungsverlust kontrastiert. „Ihnen geht nicht nur die Anerkennung verloren, vielmehr wird ihre Gesellschaftlichkeit aufgelöst.“ (ebd.)

Soziale Arbeit mit alten Menschen zwischen Betreuungskultur und Ermöglichungskultur

Die Lebenslagen und Lebensformen alter Menschen lassen sich jenseits von kalendarischen Definitionen am besten als Kontinuum verstehen. An einem Ende dieses Kontinuums steht das selbstständige, unabhängige, kompetente, trotz gewisser Abbauprozesse relativ gesunde Alter. Auf der anderen Seite findet sich ein breites Spektrum an altersbedingten Krisen, Risiken und Bewältigungsaufgaben, die alte Menschen zu meistern haben: Verlusterfahrungen, Krankheit, Behinderung, Armut, Gewalt, Stigmatisierung, Ausgrenzung, Isolation und Pflegedürftigkeit. Bis hin zur letzten großen Aufgabe des Menschen: die Auseinandersetzung mit seiner eigenen Endlichkeit, mit Sterben und Tod.

Soziale Arbeit vertritt den Ansatz, Menschen in schwierigen Lebenslagen Hilfen zur Lebensbewältigung zu bieten. Sie möchte auch dazu beitragen, dass soziale Probleme in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext bearbeitet und gelöst werden. Das bedeutet, umgelegt auf das bisher Gesagte, dass die breite Dimension des Alters, seine vielfältigen Lebensformen und die damit einhergehenden heterogenen Interessen, Bedürfnisse und Problemlagen alter Menschen in ihrer Gesamtheit zum Gegenstand Sozialer Arbeit werden können (vgl. Schweppe 2005). Dabei muss es gesellschaftspolitisch gesehen darum gehen, die traditionelle „Betreuungskultur“ des Alters durch eine „bürgergesellschaftliche Ermöglichungskultur“ abzulösen (vgl. Böhnisch, Schröer & Thiersch 2005, S. 153). Soziale Arbeit hat so verstanden

die Aufgabe, ältere, alte und hochaltrige Menschen bei ihrem Bemühen um selbstbestimmte Lebensentwürfe, um sinnvolle Betätigungsfelder im Sinne von gesellschaftlicher Partizipation, um ein integeres Leben zu begleiten. Oder – um eine andere zentrale sozialpädagogische Kategorie ins Spiel zu bringen – Soziale Arbeit soll alten Menschen einen *gelingenderen Alltag* ermöglichen. Was das etwas konkreter heißen kann, soll im Folgenden exemplarisch anhand der drei Überschriften Altenhilfe, Altenarbeit und Altenbildung kurz skizziert werden.

Soziale Arbeit als Altenhilfe

Der Bereich der Altenhilfe richtet sich auf die Sicherstellung von Hilfen bei „abhängigen“ Lebenslagen wie Pflegebedürftigkeit, Vereinsamung, dementieller Erkrankung, usw. Im Fokus steht das sogenannte betreute Alter. Alte Menschen, die Unterstützung benötigen, werden in unterschiedlichen Settings – ambulant, teilstationär, stationär – Zielgruppe ausdifferenzierter *Versorgungsstrukturen*, die überwiegend pflegerisch und medizinisch ausgerichtet sind (vgl. Gatterer 2007). Soziale Arbeit vertritt hier den Anspruch, einen *ganzheitlichen Blick* auf den alten Menschen zu vertreten, was sich in der Fachsprache mit dem Terminus des Bio-Psycho-Sozialen niederschlägt. Im Hinblick auf Menschen, die sich vor ihrem Lebensende befinden, müsste diese Definition noch um die Dimension des Spirituellen erweitert werden, wenn sich nicht mehr aufzuschiebende existenzielle Fragen in den Vordergrund drängen. Und: Soziale Arbeit möchte mit den Menschen in ihren *konkreten lebensweltlichen Verhältnissen* in Kontakt treten. Aus der Sicht der Betroffenen scheint die Konsequenz klar: Alte Menschen möchten so lange wie möglich in den eigenen vier Wänden, im vertrauten Ambiente und sozialen Umfeld leben. Und sie möchten in ihrem gesamten Mensch-Sein wahrgenommen und nicht auf somatische Unzulänglichkeiten und Defizite in Hygiene und Ernährung reduziert werden. In Anbetracht der Tatsache, dass in Österreich etwa 85% aller betreuungs- und pflegebedürftigen alten Menschen von nahen Anverwandten und Nachbarn unterstützt werden, können für die Soziale Arbeit vielfältige Herausforderungen abgelesen werden:

Sie wird zunehmend als *Angehörigenarbeit* und als *Vermittlungs- und Schnittstellenarbeit* zwischen formalen Hilfsangeboten und informellen Unterstützungsnetzwerken sichtbar. Und sie kann als *Übersetzungsarbeit* in Erscheinung treten, einerseits zwischen den verschiedenen beteiligten Professionen und den betroffenen Menschen, die mit der Fachsprache oft überhaupt nichts anfangen können, und zum zweiten besonders dort, wo es um den Umgang und die Kommunikation mit hochaltrigen verwirrten Menschen geht. Hier spielen sich sowohl im Rahmen von stationären Einrichtungen als auch in den Familien, wo demente Angehörige betreut und gepflegt werden, wahre Tragödien ab, weil es an einem grundlegenden Verständnis im Umgang mit Demenz fehlt. In stationären Einrichtungen der Altenhilfe und Altenpflege, die auch heute noch teilweise Charakteristika von totalen Institutionen aufweisen, ist Soziale Arbeit darüber hinaus gefordert, sich einerseits für möglichst individuelle, autonome und menschenwürdige Lebensgestaltungsmöglichkeiten der alten Menschen einzusetzen, und andererseits organisationskulturelle und psychohygienische Aspekte auf Seiten des Pflege- und Betreuungspersonals zu beachten. In vielen Handlungsfeldern der Altenhilfe sieht sich Soziale Arbeit allerdings mit dem Problem konfrontiert, dass ihr die gesetzlichen Rahmenbedingungen und finanziellen Grundlagen fehlen, um sich überhaupt bemerkbar machen zu können. Daher ist die Darstellung des spezifischen sozialarbeiterischen Leistungsprofils im Sozial- und Gesundheitssystem dringend erforderlich (vgl. Kraus 2003).

Soziale Arbeit als Altenarbeit

Im Begriff der Altenarbeit liegt eine gewisse Verabschiedung vom Versorgungsparadigma hin zu einem Ermöglichungsparadigma im Sinne einer Gewährleistung zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben begründet. Hier geht es in erster Linie um die Arbeit mit alten Menschen im Bildungs-, Kultur- und Sozialbereich, wobei die Maßnahmen im Wesentlichen auf Menschen ohne gravierende und kontinuierliche gesundheitliche Beeinträchtigungen oder soziale Abhängigkeiten bezogen sind (vgl. Schewpe 2005, S. 232f.). Im Vordergrund steht die Förderung von Freiwilligen-

arbeit und bürgerschaftlichem Engagement alter Menschen. Um es etwas provokant zu formulieren: Soziale Arbeit kann sinnvollerweise dort ansetzen, wo PensionistInnen ihre Energien und Zeitkapazitäten in wöchentliche Kegel-, Schnapskarten- und Stammtischrunden und gelegentliche Ausflüge in die Weinstraße investieren, und diese in eine Richtung kanalisieren, in der sich alte Menschen auch bürgergesellschaftlich, sozial und politisch erproben und engagieren können. In diesem Zusammenhang sei auch der Aspekt der *Intergenerativität* genannt. Altenarbeit versteht sich demzufolge als generationenübergreifende Aufgabe mit dem Ziel, fachlich abgestimmte Angebote für verschiedene Altersgruppen aufeinander zu beziehen, soziale und kulturelle Konzepte miteinander zu verbinden und Ressourcen wechselseitig zu nutzen (vgl. Karl 2004). Beispiele dazu wären Ansätze einer vernetzenden Sozialen Arbeit im Gemeinwesen, mit dem Ziel der Etablierung von intergenerativen Unterstützungsnetzwerken und der Formulierung von Projekten gemeinsamen Erlebens, wechselseitigen Lernens und integrierten Wohnens zwischen Jung und Alt (vgl. Thiele 2001).

Soziale Arbeit als Altenbildung

So wie die Grenzen zwischen den Angebotsformen von Altenhilfe und Altenarbeit in der Praxis vielfach fließend sind, gibt es auch Überschneidungsbereiche zwischen sozialpädagogisch orientierter Altenarbeit und Altenbildung. Worauf ich an dieser Stelle hinaus will, ist die Forderung nach einem Auseinandersetzungsprozess mit dem Altern an sich. Soziale Arbeit knüpft in diesem Verständnis an die individuelle Biographie, den einzigartigen persönlichen Lebenszusammenhang, das Selbsterleben als alterndes Subjekt an. „Die *pädagogische/sozialpädagogische Aufgabe* in der Altenarbeit sehen wir darin: Den individuellen Bildungsweg des alten Menschen (seine Lebenserfahrung und -bewährung) anzuerkennen und ihm die Möglichkeit zu geben, ihn zum bestmöglichen Ende zu führen.“ (Badry 1991, S. 111) Eine solcherart verstandene Altenbildung darf Themen nicht oktroyieren, sondern muss sich an individuellen Bedürfnissen und Bildungsmöglichkeiten orientieren. Im Hinblick auf das hohe Alter,

unter dem Aspekt der „fast vollendeten Biographie“ verschärft sich dieser Anspruch: „Hier stellt sich eine Bildungsaufgabe, die den ersten humanen Grundbezug, das Verhältnis des Menschen zu sich selbst, betrifft.“ (ebd., S. 117) Diese Forderung nach einer Auseinandersetzung mit Altwerden und Altsein im Allgemeinen und mit dem eigenen Alterungsprozess im Besonderen bedeutet auch eine Herausforderung an die schulische wie außerschulische Kinder- und Jugendarbeit: Dort kann der Grundstein für eine aufgeklärte, offene und kritische Auseinandersetzung mit Fragen des Alters und Alterns im Sinne einer lebenslangen Sozialisationsaufgabe gelegt werden.

Literatur

- Badry, Elisabeth (1991): „Altenbildung“ oder „Lebenslanges Lernen“. Zur Aufgabe der Sozialpädagogin in der „Bildungsarbeit mit alten Menschen“. In: Trapmann, Hilde; Hofmann, Winfried; Schaefer-Hagenmaier, Theresia; Siemes, Helena (Hg.): Das Alter. Grundfragen – Einzelprobleme – Handlungsansätze. Verlag modernes lernen, Dortmund. 96-124.
- Böhnisch, Lothar (2005): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. 4., überarb. Auflage. Juventa, Weinheim und München.
- Böhnisch, Lothar; Schröer, Wolfgang; Thiersch, Hans (2005): Sozialpädagogisches Denken. Wege zu einer Neubestimmung. Juventa, Weinheim und München.
- Gatterer, Gerald (2007): Strukturen der Altenbetreuung in Österreich. In: Ders. (Hg.): Multiprofessionelle Altenbetreuung. Ein praxisbezogenes Handbuch. 2., aktual. u. erweit. Aufl. Springer Verlag, Wien. 33-43.
- Karl, Fred (2004): Soziale Arbeit. In: Kruse, Andreas; Martin, Mike (Hg.): Enzyklopädie der Gerontologie. Verlag Hans Huber, Bern. 427-448.
- Kraus, Sybille (2003): Rolle und Selbstverständnis von Sozialarbeit in der Altenhilfe. In: Zippel, Christian; Kraus, Sibylle (Hg.): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Sozialarbeit in der Altenhilfe, Geriatrie und Gerontopsychiatrie. Ein Leitfaden für Sozialarbeiter und andere Berufsgruppen. Weißensee-Verlag, Berlin. 33-41.
- Schweppe, Cornelia (2005): Soziale Altenarbeit. In: Thole, Werner (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 2., überarb. u. aktual. Aufl. Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden. 331-348.
- Tews, Hans Peter (1993): Neue und alte Aspekte des Strukturwandels des Alters. In: Naegele, Gerhard; Tews, Hans Peter (Hg.): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Westdeutscher Verlag, Opladen. 15-42.

- Thiele, Gisela (2001): Soziale Arbeit mit alten Menschen. Handlungsorientiertes Grundwissen für Studium und Praxis. Fortis-Verlag, Köln.
- Winkler, Michael (2005): Sozialpädagogik im Ausgang der Freiheit. Versuch einer Annäherung an üblicherweise nicht gestellte Fragen. In: Schweppe, Cornelia (Hg.): Alter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren. 6-31.

Bernd Stickelmann

Schulsozialarbeit als Sozialraum

Erfahrungen machen zwischen Schule und Jugendhilfe als Alltagsbewältigung für Kinder und Jugendliche¹

Überlegungen zu Schulsozialarbeit als sozialpädagogischem Handlungsfeld

Schulsozialarbeit als Feld professionellen sozialpädagogischen Handelns in der Sozialisationsagentur Schule beinhaltet einen Korrekturauftrag, weil Schule unter dem Einfluss von Modernisierungsfolgen (Individualisierung einerseits und Pluralisierung von Lebensformen andererseits) den Auftrag von Bildung und Erziehung nicht zureichend erfüllen kann. Schulsozialarbeit kann dagegen weder den Erziehungsauftrag der Schule noch die spezifischen Beratungs-, Hilfs- und Dienstleistungsangebote der Kinder- und Jugendhilfe bzw. der erzieherischen Hilfen ersetzen. Doch verlangen veränderte Sozialisations- und Erziehungsbedingungen durch die gesellschaftlichen Modernisierungsschübe in Familie und Freizeitbereich differenziertere Lebensbewältigungsformen als sie in der am kognitiven Lernen orientierten Schule angeboten werden (können). Immer mehr und immer häufiger drohen SchülerInnen an und in der Institution Schule zu scheitern, nicht mehr mitzukommen – und das nicht primär,

1 Der Artikel versucht die generellen Bedingungen, soziale Problemlagen und sozialpädagogischen Handlungsmöglichkeiten von Schulsozialarbeit zu klären. Dabei können die gesetzlichen Vorgaben, die in der BRD im SGB VIII (Sozialgesetzbuch) festgelegt sind, nicht außer Acht gelassen werden. Auch Tagesgruppen oder Hort sind sozialpädagogische Arbeitsfelder, in denen mit Schülern gearbeitet wird und die ein Unterstützungsangebot für die Lebensbewältigung sind. Eine Darstellung der Lage in Österreich unter dem spezifischen Aspekt der Ganztagsschule findet sich in dem Artikel von: Karl-Heinz Braun und Konstanze Wetzel: Ganztagsschule und soziale Arbeit in Österreich. In: Sozial Extra Heft 9/10, 2008, S. 32 – 35.

weil die intellektuellen, sondern vorrangig die sozialen Leistungsvoraussetzungen fehlen. Bedarf an intervenierenden sozialpädagogischen Handlungsformen besteht besonders wegen der veränderten Lebenslage von Kindern und Jugendlichen durch die Modernisierungsprozesse, die an Kinder und Jugendliche Entwicklungs- und Bildungsaufgaben stellen, die nicht von allen Elternhäusern erfüllt werden können und zu deren Erfüllung sie differenzierte sozialpädagogische Unterstützung benötigen. Sozialpädagogik in ihrer Ausprägung als Schulsozialarbeit kommt dann die Aufgabe zu, so Helsper (2001), „diese schulische Exklusion und die mit ihr einhergehenden weiteren Exklusionsrisiken zu bearbeiten, im Sinne einer ‚stellvertretenden Inklusion‘ „ (S. 27). Helsper entwickelt aus dieser Überlegung die Schlussfolgerung, dass es eine Trennung zwischen schulpädagogischem und sozialpädagogischem Handeln geben müsse, weil alles andere zu einer Entdifferenzierung und paradoxen Effekten führen müsse (vgl. Helsper 2001, S. 27). Eine Entdifferenzierung würde entweder zu widersprüchlichen professionellen Belastungen führen oder an dem funktionalen und organisatorischen Rahmen der Schule ihre Grenzen finden.

Der elfte Kinder- und Jugendhilfebericht des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend BMFSJ (2002, S. 162) benennt u.a. folgende Problemkreise, die die Sozialisationsinstanz „Schule“ und die Hilfeinstanz „Jugendhilfe“ in der Kooperationsform „Schulsozialarbeit“ gleichermaßen tangieren, weil nur durch eine zusammengefügte Form des Lernens und Lebens im öffentlichen Raum diese Sozialisations- und Erziehungsprobleme bewältigt werden können:

- „die von der Schule wahrgenommenen Sozialisationsdefizite der Familie,
- erhöhte Leistungsanforderungen der Schule und an die Schule,
- einen erhöhten Wettbewerbsdruck bei schwachen Schülerinnen und Schülern angesichts drohender Arbeitslosigkeit,
- Schwierigkeiten beim Übergang in Ausbildung und Beruf,
- Schulverweigerung in ihren unterschiedlichen Formen – von der Apathie bis zum Absentismus“ (BMFSJ 2002, S. 162).

Versucht man diese fünf Punkte auf ihren sozialpädagogischen Gehalt hin abzufragen, dann sind Sozialisationsdefizite der Familie wie auch Schulverweigerung gleichsam klassische Indikatoren für Sozialpädagogik in Form von Hilfen zur Erziehung, um mit dem Instrumentarium wie z.B. Sozialpädagogische Familienhilfe, intensive Einzelfallhilfe, Tagesgruppe oder Heimerziehung auf die Problemlagen zu antworten. Probleme, die durch die erhöhten Leistungsanforderungen der Schule, den Wettbewerbsdruck wie auch den auslesenden Charakter von Schule ausgelöst werden, können ebenfalls im Rahmen von Erziehungsberatung als soziale Probleme thematisiert werden und sind im Rahmen von Schulsozialarbeit aufzugreifen, zumal sie häufig mit anderen Sozialisations- und Erziehungsdefiziten verflochten sind und diese noch verschärfen.

Sozialraum Schule als Ort der Kooperation: öffentliche Erziehung wozu?

Kann es Schulsozialarbeit als Teil der öffentlichen Erziehung im Zusammenspiel mit Schule gelingen, in einer Welt brüchig gewordener Normen und Werte Orientierungshilfen zu geben, Orientierungen zu vermitteln, d.h. die durch Schule und Familie entstehenden Lücken im Erziehungs- und Aufwachsensprozess zu kompensieren, d.h. aber auch Aufgaben zu übernehmen und Erwartungen zu erfüllen, für die die Bildungsinstanz Schule, auch wegen ihrer Selektionsfunktion und ihrer formalen Bildungsprozesse, nicht genügend differenziert sind?

An diese Überlegungen müssen kritische Fragen geknüpft werden, ob es einem anderen Bereich der öffentlichen Erziehung gelingen kann, jene Regeln, Normen und Werte wieder zur Geltung zu bringen, die Kinder und Jugendliche, die z.B. Drogen nehmen, Ladendiebstähle begehen oder die Schule schwänzen, Gewalt (auch in Form von Erpressung oder Mobbing) gegen MitschülerInnen einsetzen, für sich zeitweilig oder möglicherweise für immer außer Kraft gesetzt haben. Lassen sich also die Defizite, Probleme und Spannungen aus einem Bereich der Erziehung (Familie, Schule) in den der Schulsozialarbeit gleichsam übertragen und dort nach Lösungen für eine Alltagsbewältigung

suchen? Lassen sich die Probleme soweit eingrenzen, dass diese nicht mehr öffentlich werden, also in den Polizei- oder Schulakten erscheinen und so zu einem manifesten Teil der Biografie werden (dazu Strieder 2003)?

Mit der Tendenz zur Verlagerung der Erziehung in den öffentlichen Bereich als Zeichen der Moderne ist eine Auslagerung der familiären Kontrolle zugunsten einer öffentlichen verbunden. Zugleich wird damit das Problem von Stigmatisierungsprozessen durch die öffentlichen Kontrollinstanzen aktuell. Wir gehen davon aus, dass die familiäre Kontrolle über die Verinnerlichung, also die Eingliederung von Regeln, Überzeugungen und soziokulturellen Mustern in das Selbst nicht mehr hinreichend erfolgen kann. Diese ist also eng mit den Gefühlen der daran beteiligten und handelnden Subjekten verbunden, während sich die soziale Kontrolle an Objekte in institutionellen Zusammenhängen richtet, denen aufgrund bestimmter Verfehlungen Sanktionen auferlegt werden. Diese Tendenz kann nur durchbrochen werden, wenn die Spielräume der Schulsozialarbeit so ausgeweitet werden können, dass sie ihrer parteinehmenden Aufgabe gegenüber Kindern und Jugendlichen genügen kann. Die immanente Kontrollfunktion muss zugunsten der Entwicklung sinnstiftender Handlungen und Orientierungsmarken gewendet werden. Winkler fordert in Anlehnung an Süner und Krappmann: „Der soziale Sinn der Hilfen zur Erziehung besteht darin, angesichts prekär gewordener Vergesellschaftung den Individuen zu sich selbst zu verhelfen“ (Winkler 2001, S. 266) und entwickelt den Gedanken des „pädagogischen Ortshandelns“. Damit ist ein Angebot gemeint, das Kinder und Jugendliche „selbst wahrnehmen, selbst aneignen und zugleich durch andere Aktivitäten ausfüllen müssen“ (Winkler 2001, S. 275). Dazu gehört, dass dieser sozialpädagogische Ort für die Betroffenen Sicherheit, Schutz, Geborgenheit und Versorgung bietet. Als zweiten Punkt nennt Winkler, dass an diesen Orten unbeschadet Fehler und Experimente möglich sein müssen und so Erfahrungen gemacht und Perspektiven entwickelt werden können (dritter Punkt). Dieser sozialpädagogische Ort muss Raum geben, um Neues zu erfahren, und so ausgeformt sein, dass die Beteiligten diesen Raum selbst gestalten können. Er muss für die „Aneignungsbemühun-

gen und die Artikulationsformen der Kinder und Jugendlichen offen sein“ (Winkler 2001, S. 277). Schließlich muss der sozialpädagogische Ort „einen sozialen Zusammenhang bieten, der von den Beteiligten als lebensgeschichtlich relevant, als Element von Sozialisation erfahren werden kann“ (Winkler 2001, S. 277). Die Nähe dieses Forderungskataloges zur lebensweltorientierten Erziehungshilfe ist unübersehbar (vgl. Thiersch 2001).

Die Warnung von Oelkers, „Schulen ändern sich nicht auf sozialpädagogischen Zuruf!“ (zit. nach Thimm 2000), muss ernst genommen werden. Die fachlichen, rechtlichen, professionellen, methodischen, finanziellen und personellen Bedürfnisse von Jugendhilfe und Schule sind oft mühsam, aber auch fantasievoll und mit langem Atem zu begegnen. Das Standbein der Jugendhilfe werden die Hilfen zur Erziehung (HzE) weiterhin bleiben. Aber das Spielbein, das die Beweglichkeit und Aktionsfähigkeit der Jugendhilfe ausmacht, kann sehr wohl in der Schule seinen Platz finden, wenn sich auch Schule als Teil des umfassenderen „Sozialraums“ versteht, in dem Leben und Lernen ihren Zusammenhang finden. Zur Entwicklung eines solchen dynamischen Angebotes von Schulsozialarbeit könnte mehr Qualitätsbewusstsein, unterstützt von Selbstevaluation (dazu Heiner 1996) und flankiert von mehr praxisbezogener Forschung beitragen.

Beschreibung der Problemlagen und Erwartungen gegenüber Schulsozialarbeit

Was sind nun soziale Problemlagen, die zur Intervention durch Schulsozialarbeit auf dem Hintergrund von Hilfen zur Erziehung gleichsam herausfordern? Als solche Anlässe wurden in der BR Deutschland statistisch erfasst:

- Entwicklungsauffälligkeiten junger Menschen,
- Beziehungsprobleme junger Menschen,
- Schul- und Ausbildungsprobleme junger Menschen,
- Straftaten junger Menschen,
- Trennung/Scheidung der Eltern,
- Vernachlässigung junger Menschen,
- sonstige Probleme in und mit der Familie.

Überblickt man die Forschungen, insbesondere zu Anlässen und Zielgruppen der Hilfen zur Erziehung, so werden die schulischen Probleme zwar immer wieder genannt, doch werden sie erst im Zusammenhang mit familiären Entwicklungs- und Beziehungsproblemen wahrgenommen und als Verstärkung – im Sinne sog. „Stressoren“ – bereits vorhandener Problemlagen gesehen (Blandow 2001, Bürger 2002, Thimm 2000). Nicht zuletzt haben die gravierenden Folgeprobleme, die mit einem Schulwechsel einhergehen, dazu geführt, dass auch die stationäre Heimerziehung unter dem Primat der Regionalisierung weiterentwickelt wurde, sodass ein Wechsel der häuslichen Unterbringung und Betreuung nicht mehr automatisch zu einem Schulwechsel führen muss. Schulleistungsprobleme und deren Folgen (z.B. Sitzenbleiben, Schulwechsel) gehören bei vielen Jugendhilfefällen zu den auslösenden oder problemverschärfenden Faktoren (vgl. Thimm 2000).

Gleichzeitig gibt es aber auch Parallelstrukturen. Der schulpsychologische Dienst besitzt gemeinsame Schnittmengen mit der Erziehungsberatung der Jugendhilfe, der Schulhort mit der Tagesgruppe, die Soziale Gruppenarbeit mit den außerunterrichtlichen schulischen Angeboten. Und erlebnispädagogische Projekte gibt es sowohl im Rahmen der intensiven sozialpädagogischen Einzelbetreuung (siehe auch Klawe 2001) als auch für Klassenfahrten und Schulprogramme, bei denen eher der Gruppenprozess im Vordergrund steht.

Von daher könnte man die Funktion von Schulsozialarbeit leicht auf die Formel bringen: Schulsozialarbeit ist allein schon deshalb sinnvoll, weil sie der Prävention von (eingriffsintensiveren und kostenintensiveren) Hilfen zur Erziehung dient. An jenen Stellen, an denen Schulsozialarbeit als Prävention nicht greift, hat sie die Aufgabe, die „Fälle“ an die KollegenInnen der professionellen Hilfen zur Erziehung weiterzureichen. Das aber verstärkt ein versäultes Nebeneinanderher von Schulsozialarbeit, Jugendhilfe und Schule und kann nicht allein durch Kooperation und Vernetzung von Schule und Jugendhilfe abgedeckt werden.

Aufgabenbeschreibung für Schulsozialarbeit

Will man das Konzept der Schulsozialarbeit als inhaltliche und methodische Verknüpfung von Jugendhilfe **und** Schule theoretisch fassen, so steht man zunächst vor Definitionsproblemen. Aus dem Konkurrenzverhältnis von unterrichtsbezogener und kognitiv orientierter Pädagogik auf der einen Seite und Sozialpädagogik auf der anderen Seite gibt es immer noch stark emotional besetzte Funktionszuweisungen an die Schulsozialarbeit, die sich in Begriffen wie „Feuerwehr, Lückenbüßer, Zeitverschwender, Buhmann, Lonesome Rider, Don Quijote“ u.ä. niederschlagen. Aber auch neutralere Bezeichnungen, wie z.B. „Sozialarbeit in der Schule“, „außerunterrichtliches Angebot“ oder „Schülersozialarbeit“, sind ein Hinweis auf ein breites Arbeitsfeld, aber auch Ausdruck vielschichtiger Schwerpunkte und Konzepte. Auch die Tatsache, dass es Schulsozialarbeit sowohl in der Trägerschaft der Schule als auch der Jugendhilfe (Jugendamt oder Freier Träger) gibt, zeigt, wie mannigfaltig die Erwartungshaltungen und Bezugsformen sind. Schulsozialarbeit vermag sich den Gegebenheiten vor Ort anzupassen und scheint einmal der Schule und ein andermal der Jugendhilfe nahe zu stehen. So kann Schulsozialarbeit einerseits als ein Ansatz des sozialen Lernens in der Schule interpretiert werden: Man hofft auf eine „Sozialpädagogisierung“ der Schule. Andererseits wird Schulsozialarbeit in die Tradition der Jugendhilfe eingeordnet, d.h. es finden sich die klassischen Formen der offenen Jugendhilfe, also Formen der Einzel- und Gruppenarbeit bis hin zu Angeboten aus dem Arsenal der stationären Jugendhilfe und der Erlebnispädagogik.

Von der Aufarbeitung sozialer Problemlagen und Deprivationen von Kindern und Jugendlichen in ihrer spezifischen Rolle als Schüler und Schülerinnen (vgl. Böhnisch 1993) sind die Anknüpfungspunkte zur Erziehungshilfe zu entwickeln. Schulsozialarbeit nimmt nach verschiedenen Stellungnahmen eine Scharnierfunktion zwischen Jugendhilfe, Schule und Familie wahr. Damit ist ihr als Aufgabe die Aufarbeitung der Problemlagen von Kindern und Jugendlichen zugewiesen, die zwischen den Sozialisationsagenturen Schule (Aufarbeitung von Schulproblemen), Familie (Ablösungsprobleme vom Elternhaus und Bewältigung

defizitärer Muster, familiäre Problemlagen) und Peergroup (Erfahrungen mit dissozialen Mustern und deren Relevanz für Lebensbewältigung) entstehen. Mit der Schulsozialarbeit werden einmal präventive Ansätze der Jugendhilfe in die Schule als Ort für Lern- und Erfahrungsprozesse von Kindern und Jugendlichen eingebracht. Daten der Jugendämter belegen, dass in hohem Maße Schulprobleme Auslöser für Hilfemaßnahmen sind. Zugleich antwortet Schulsozialarbeit mit interventiven Methoden auf massive Formen der Problembewältigung durch SchülerInnen wie Schulverweigerung und Gewaltorientierung. Durch das Wegbrechen von Orientierungen brauchen Kinder und Jugendliche verlässliche Lebens- und Sozialräume, in denen sie qualitätsvolle Erfahrungen machen können. Schulsozialarbeit wird so auch zu einer Vermittlungs- und Anlaufinstanz sowohl für Kinder und Jugendliche, die Schule verweigern (Thimm 2000), wie auch für jene Jugendlichen in besonderen Lebenslagen (sog. Straßenkinder), die ganz aus der Schule herausfallen (Stickelmann 1999).

Die Hilflosigkeit schulischer Instanzen gegenüber devianten SchülerInnen macht deutlich, dass die Probleme dieser SchülerInnen unter dem Blickwinkel „Disziplinkonflikte“ diskutiert werden, d.h. als Handlungsweisen, die den Schulbetrieb stören. An Schulsozialarbeit wird also die Erwartung herangetragen:

- bei der Sozialisation von deprivierten SchülerInnen Schwierigkeiten abzubauen und zu überwinden,
- antizipatorisch Angebote zu machen, indem sie alle anzusprechenden SchülerInnen – gleich aus welchem sozialen Milieu sie stammen – mit Ansprüchen und Chancen der Gesellschaft vertraut macht und sie zu einer kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Erwartungen befähigt,
- personale und soziale Bildungsprozesse in der Lern- und Berufsfindungsphase zu fördern,
- potenzielle oder bereits ausgebrochene Konflikte pädagogisch fruchtbar zu machen.

Will und soll Schulsozialarbeit auf diese vielschichtigen Problemlagen antworten, läuft sie Gefahr sich zu übernehmen und wirkt zugleich mit ihrem Einmischungsanspruch bedrohlich für

die Institution Schule und ihre Routinen. Die Problemvielfalt und die Variationsbreite der Erwartungen an Schulsozialarbeit haben jedoch in der Praxis nicht zu einem ausufernden oder gar unkontrollierbaren Sozialpädagogisierungsschub geführt. In der momentanen Praxis beschränkt sich Schulsozialarbeit auf einen überschaubaren Kernbereich von Angeboten.

Der Landeswohlfahrtsverband Württemberg-Hohenzollern (2002) zog nach 15 Jahren Schulsozialarbeit ein positives Fazit: „Schulsozialarbeit hat sich als niedrigschwelliges, präventives und effektives Angebot der Jugendhilfe an der Schule bewährt, das Elemente der Jugendsozialarbeit, der Jugendarbeit, des Jugendschutzes und der erzieherischen Hilfen flexibel miteinander und mit dem pädagogischen Auftrag der Schule verbindet“ (LWV Württemberg-Hohenzollern 2002, S. 28). Dieser Bericht spricht auch von einem „hohen Unterstützungsbedarf, den die Schulen bei der Wahrnehmung ihres Erziehungsauftrages unter den aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen haben“. Und er nennt auch die Vorbedingungen für diesen Erfolg: „Die Jugendhilfeträger erwarten, dass die Schulen ihrerseits alle Möglichkeiten ausschöpfen, ihrem erzieherischen Auftrag gerecht zu werden. Nur Schulen, die sich im Sinn der inneren Schulentwicklung auf den Weg gemacht haben, ihren Unterricht und ihr Schulleben an den spezifischen Bedarfen ihres Einzugsgebietes auszurichten, erbringen die Voraussetzungen für eine effektive und erfolgversprechende Zusammenarbeit mit der Jugendhilfe“ (LWV Württemberg-Hohenzollern 2002, S. 28). Die Formulierungen lassen die Schwierigkeiten ahnen, die bei der Kooperation zu bewältigen sind. Eine Befragung der SchulsozialarbeiterInnen in Mecklenburg-Vorpommern (Prüß u.a. 2000) nach ihren Ressourcen sozialer Unterstützung in diesem Feld macht die Problemgebiete deutlich:

Einmal geht es um zwei Formen der Hilfen bei schulleistungsbezogenen Problemen: a) Erklärungen des Stoffes und Organisation von Nachhilfe, also als ergänzende Hilfe neben LehrerInnen, Eltern und MitschülerInnen und b) psychosoziale Unterstützung bei der Bewältigung von leistungsbezogenen Anspannungs- und Stresssituationen. Hier liegt ein originäres Aufgabenfeld sozialer Arbeit.

Zum Zweiten geht es um Probleme im Verhältnis der SchülerInnen untereinander. Dieses Aufgabenfeld umfasst sowohl Integrationshilfen als auch Konfliktschlichtung und die Gewährung von Schutz und Vertretung.

Drittens helfen die SchulsozialarbeiterInnen indem sie sich als Gesprächspartner bei Problemen der SchülerInnen mit den LehrerInnen zur Verfügung stellen. Diese Aufgabe liegt ihnen besonders, weil sie nicht in die Leistungsbewertung einbezogen sind. Als InteressenvertreterInnen von SchülerInnen fungieren sie zwar auch, dann aber meist in Verbindung mit anderen Personen (z.B. Eltern, FreundInnen) oder Einrichtungen.

Viertens bieten sie Hilfe bei „fehllaufenden“ Formen der Bewältigung von Problemen, insbesondere bei Drogenkonsum (Tabletten, Alkohol und andere Suchstoffe). Auch hier suchen die SchulsozialarbeiterInnen die Unterstützung und Kooperation mit anderen Hilfeinrichtungen.

Fünftens sind SchulsozialarbeiterInnen zuständig bei psychischen Belastungsproblemen, ohne dass sie sofort auf andere Hilfeinrichtungen zurückgreifen müssten. Darunter verstehen sie hauptsächlich Motivationsprobleme, wie z.B. Schulunlust, mangelndes Selbstvertrauen, schulleistungsbezogene Ängste und Gefühle der Hilflosigkeit und Ohnmacht bei den SchülerInnen. Wenn nötig arbeiten sie dabei auch mit den SchulpsychologInnen, Eltern und FreundInnen zusammen.

Sechstens geben sie Hilfe bei Problemen im Bereich der Verhaltens- und Handlungsorientierung, d.h. wenn ein Schüler etwas falsch gemacht hat, seine Grenzen überschreitet oder Halt braucht.

Siebtens geben sie Hilfe bei Problemen der Berufsorientierung und bei der Bewerbung auf eine Lehrstelle. Hier ist eine starke Kooperation mit der Berufsberatung und professionellen BeraterInnen üblich. (vgl. Prüß u.a. 2000, S. 227 ff.)

Was folgt daraus? Befragt man nicht nur die SchulsozialarbeiterInnen, sondern auch die LehrerInnen, Eltern und SchülerInnen nach ihren Ressourcen zur Problembewältigung, dann wird sehr gut die Grenze einer rein aus schulischer Kraft organisierten und durchgeführten Unterstützung von SchülerInnen sichtbar. Folglich lässt sich der Bedarf einer „schulbezogenen Jugendhil-

fe“, d. h. eine moderne Form der Schulsozialarbeit, in drei Arbeitsfelder aufteilen: in schülerorientierte, elternbezogene und lehrerbezogene Angebote und Unterstützungsleistungen.

Die Hilfearten gehen dabei oft über das Informieren, Erklären, Anregen und Beraten hinaus und schließen das Begleiten, Interessen vertreten, Vermitteln, Organisieren und Koordinieren, Entlasten, Unterstützen und Ausbilden mit ein. Was mit welcher Intensität und in welcher Ausgestaltung davon angeboten wird, ist von vielen Faktoren abhängig und wirkt aus der Distanz oft sehr zufällig. In der Praxis der spezialisierenden Institutionalisierung gibt es nach wie vor vielfältig abgestufte Formen der Abgrenzung, Ausgrenzung, ja Aussonderung. Sie repräsentieren sich in den Formen einer freiwilligen Zuständigkeitsbegrenzung der Jugendhilfe und ihrer Institutionen und haben zur Konsequenz, dass junge Menschen weiter- bzw. abgeschoben werden. Gegenüber solcher Spezialisierung und Absonderung intensivieren sich Anstrengungen zu Hilfsangeboten, die nicht mit dem Preis der Aussonderung bezahlt werden müssen, sondern intendieren, Hilfen für junge Menschen mit besonderen Problemen in den Kontext allgemeiner Hilfen zu integrieren.

Literatur

- Blandow, J.: Zielgruppen und Zugangswege für Hilfen zur Erziehung. In: Birtsch, V./Münstermann, K./Trede, W. (Hrsg.): Handbuch Erziehungshilfen – Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung. Münster 2001, S.103–127.
- Böhnisch, L.: Sozialpädagogik des Kindes und Jugendalters – eine Einführung. Weinheim und München, 3. Aufl. 1993.
- Braun, K.H./ Wetzels, K.: Ganztagschule und soziale Arbeit in Österreich, in: Sozial Extra Heft 9/10, 2008, S. 32 – 35.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSJ) (Hrsg.): Zehnter Kinder- und Jugendbericht, Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistung der Kinderhilfe in Deutschland. Bonn 1998.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSJ) (Hrsg.): Elfter Kinder und Jugendbericht, Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistung der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Berlin 2002.
- Deinet, U.(Hrsg.): Kooperation von Jugendhilfe und Schule – ein Handbuch für die Praxis. Leverkusen, 2001.

- Deinet, U.: Schule und Jugendhilfe haben eigene Bildungsbeiträge. In: Sozial Extra, Februar/März 2003, S. 12 – 16
- Helsper, W.: Die sozialpädagogische Schule als Bildungsvision – eine paradoxe Entparadoxierung. In: Becker, P./Schirp, J.: Jugendhilfe und Schule – zwei Handlungsrationaltäten auf dem Wege zu einer. Münster 2001.
- Klawe, W.: Erlebnispädagogische Projekte in der intensiven sozialpädagogischen Einzelbetreuung. In: Birtsch, V./Münstermann, K./Trede, W. (Hrsg.): Handbuch Erziehungshilfen – Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung. Münster 2001, S. 664–682.
- Krause, H. U./Peters, F. (Hrsg.): Grundwissen Erzieherische Hilfen – Ausgangsfragen Schlüsselthemen Herausforderungen, Münster 2002.
- Landeswohlfahrtsverband Württemberg-Hohenzollern/Landesjugendamt (Hrsg.): Schulsozialarbeit – eine Erfolgsbilanz, Resümee aus fünfzehn Jahren Förderung durch den Landeswohlfahrtsverband. Stuttgart 2000.
- Müller, B.: Sozialpädagogisches Können – Ein Lehrbuch zur multiperspektivischen Fallarbeit. Freiburg, 3. Aufl. 1997.
- Prüß, F./Bettmer, F./Hartnuß, B./Maykus, S: Entwicklung der Kooperation von Jugendhilfe und Schule in Mecklenburg-Vorpommern. Forschungsbericht 2000.
- Rumpf, J.: Theoretische und empirische Beiträge zur Kooperation von Heim und Schule. Dachsberg 1989.
- Schilling, M.: Jugendhilfestatistik – Hilfen zur Erziehung, Auswertungen der Jugendhilfestatistik 2001. Unv. Ms der Forschungsstelle der Uni Dortmund, 2003
- Stickelmann, B.: Das Ende der Erziehung oder die Straße als Lern- und Erfahrungsort. In: Lutz, R./Stickelmann, B. (Hrsg.): Weggelaufen und ohne Obdach. Weinheim und München 1999.
- Stickelmann, B./Frühauf, H.-P.(Hrsg.): Kindheit und sozialpädagogisches Handeln. München 2003.
- Srieder, T.: Modellprojekt Escape. Hilfeangebote für Kinder mit abweichendem Verhalten. In: Stickelmann, B./Frühauf, H.-P. (Hrsg.): Kindheit und sozialpädagogisches Handeln. München 2003, S. 183 –208.
- Thiersch, H.: Erziehungshilfen und Lebensweltorientierung – Bemerkungen zu Bilanz und Perspektiven. In: Birtsch, V./Münstermann, K./Trede, W. (Hrsg.): Handbuch Erziehungshilfen – Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung. Münster 2001, S. 213 – 235.
- Thimm, K.: Schulverweigerung – zur Begründung eines neuen Verhältnisses von Sozialpädagogik und Schule. Münster 2000.
- Winkler, M.: Auf dem Weg zu einer Theorie der Erziehungshilfen. In: Birtsch, V./Münstermann, K./Trede, W. (Hrsg.): Handbuch Erziehungshilfen – Leitfaden für Ausbildung, Praxis und Forschung. Münster 2001, S. 247–281.

Peter Malina

„... Ausgrenzen, kontrollieren, selektieren ...“

Zur Missachtung der Menschenwürde durch die Fürsorge im Nationalsozialismus

Die historische Forschung hat sich jahrzehntlang auf die Geschichte der „großen“ politischen Ereignisse und der „großen“ Täter konzentriert. Die Geschichte der „Kleinen“ und „Unbedeutenden“ blieb bei diesem auf Fakten, Daten und Personen fixierten Konzept weitgehend unberücksichtigt und unbeachtet. Erst seit etwa den 1980er Jahren hat auch die Geschichtswissenschaft entdeckt, dass die Zuwendung zum Umgang des NS-Systems mit denjenigen, die damals in der Gesellschaft nicht genehm waren, auch ihr als „historischer Sozialwissenschaft“ einen wesentlichen Zugang zur Analyse des alltäglichen Terrors im Nationalsozialismus bieten kann.

Die Ziele einer selektiven Fürsorge:

Nicht Zuwendung, sondern Abwendung von denen, die dringend der Hilfe bedürfen

Die Visionen der nationalsozialistischen Herrschaft von einer harmonischen, gesunden, hart arbeitenden und politisch konformen Volks-„Gemeinschaft“ waren nichts Neues. Neu war freilich die Entschlossenheit, dieses Programm mit den Machtmitteln des Staates und der Polizei durchzusetzen. Der Soziologe Zygmunt Bauman hat in seinen Überlegungen zur Ambivalenz der Moderne [„Moderne und Ambivalenz, 1995; Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust, 1992] darauf hingewiesen, dass es ein Zeichen moderner/europäischer Gesellschaften (das heißt also: nicht nur der des Nationalsozialismus) war und wohl auch noch ist, „Ordnung“ zu schaffen und mit den „Unordentlichen“ aufzuräumen. Bauman hat als Beispiel dafür das Bild des Gartens und des Gärtners gebraucht: der Gärtner, der in seinem Garten Ordnung haben will, keine Störung dieser/seiner Ordnung duldet und Unkraut und Wildwuchs als ganz

persönliche Bedrohung und Gefährdung betrachtet, die mit der Heckenschere entfernt werden müssen.

Dieses Bild ist durchaus auch für das System des Nationalsozialismus anzuwenden. Ziel der Fürsorge im Nationalsozialismus war in erster Linie der mit der Heckenschere fürsorgerischer Gewalt zurechtgestutzte, gebrauchsfähige und widerspruchslos willige Parteigenosse, der – gesund, leistungsfähig und einsatzbereit – für die Ziele des NS-Staates zur Verfügung stand. Sich nicht in die nationalsozialistische Gesellschaft einzu-fügen und den „Wert“-Maßstäben der nationalsozialistischen Gesellschaft nicht zu entsprechen, hatte nahezu automatisch die pädagogische und fürsorgerische Verfolgung zur Folge. Dazu kam der Ausschluss von gesellschaftlichen „Belohnungen“ und Sozialleistungen, die nur denen zuteil werden sollten, die durch ihre soziale Verhalten oder ihre genetische Qualität ihren „Wert“ für die „Volksgemeinschaft“ unter Beweis gestellt hatten.

Nationalsozialistische Sozial-/Fürsorgepolitik ist – ähnlich wie das Gesundheitssystem insgesamt – durch „Heilen“/Fördern und „Vernichten“/Bestrafen charakterisiert [Volk und Gesundheit. Heilen und Vernichten 1982] gewesen [Kepplinger: Kommunale Sozialpolitik, 736-795]. Die Dimensionen dieser nationalsozialistischen „Fürsorge-Politik“ werden schon in den Titeln der neueren Publikationen deutlich:

- Erbkrank oder erziehbar. Jugendhilfe als Vorsorge und Aussonderung [Carola Kuhlmann, 1989];
- Alte Eugenik und Wohlfahrtspflege. Entwertung und Funktionalisierung der Fürsorge vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart [Reyer, 1990];
- „Sichtung, Siebung und Lenkung“. Konzepte Marburger Wissenschaftler zur Bekämpfung von Jugendverwahrlosung“ [Schäfer, 1998];
- Die „Erbpolizei“ im Nationalsozialismus. Zur Alltagsgeschichte der Gesundheitsämter im Dritten Reich. Das Beispiel Bremen“ [Nitschke, 1999];
- Öffentliche Fürsorgerinnen in Berlin und Hamburg im Spannungsfeld von Auslese und Ausmerze [Lehnert, 2003]
- „Erbbiologisch unerwünscht“. Die Umsetzung rassenhygienisch motivierter Gesundheits- und Sozialpolitik in der Steiermark 1938–1945“ [Poier, 2004];
- „Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen. Rassenhygiene und Eugenik in der sozialen Arbeit [Manfred Kappeler, 2000].

Diese Titelliste allein zeigt schon: Nicht Zuwendung, sondern Abwendung von denen, die dringend der Hilfe bedurft hätten, bestimmte die Grundzüge dieser nationalsozialistischen „Wohlfahrt“. Josef Goldberger hat daher pointiert, aber durchaus zutreffend seiner Arbeit über die NS-Gesundheitspolitik in Oberdonau den Untertitel gegeben: „Die administrative Konstruktion des ‚Minderwerts‘“ [Goldberger: NS-Gesundheitspolitik in Oberdonau, 2004].

Die Formung des nützlichen „Volksgenossen“: „Gesund, leistungsfähig und einsatzbereit ...“

Das NS-System war ein nahezu perfekter „Leistungs“-Staat: Hier war der Wert des Einzelnen bestimmt durch die „Leistung“ und den „Beitrag“, den er für den Staat (in der damaligen Diktion: die „Volksgemeinschaft“) erbringen konnte. Das hieß aber auch: Wer für die Gemeinschaft nichts leisten wollte oder nichts zu leisten imstande war (wer also nichts „brachte“), der hatte in der deutschen bzw. der österreichischen Gesellschaft wenig Platz und kaum bis gar keine Lebens-Berechtigung. In der NS-Gesellschaft waren bestimmte „Werte“ – Gerechtigkeit, Mitleid und Toleranz – zu „Un-Werten“ erklärt und auch mit den Mitteln der Staatsmacht abqualifiziert und verdächtig gemacht worden. Stattdessen waren Härte, Unbarmherzigkeit und Gewalt als neue Werte getreten.

Als Maß gesellschaftlicher Zugehörigkeit galt der „normale“, sich in die NS-Gesellschaft einzuordnen bereite Mensch. Abweichungen von diesem „Normalzustand“ wurden als ab-„normal“ und „krank“-haft denunziert beziehungsweise als Zeichen von „Verwahrlosung“ deklariert:

- wer sich nicht selber zu helfen wusste und staatliche Unterstützung nötig hatte, wurde sehr rasch als „asozial“ an den Pranger gestellt (in Wien waren dies mehrere hunderttausend Menschen);
- wer in seinem sozialen Verhalten auffällig geworden war, musste unter Umständen damit rechnen, gegen seinen Willen mit der Zwangssterilisation bestraft zu werden (betroffen waren davon insgesamt etwa 400.000 Menschen);

- wer chronisch krank und/oder nicht mehr heilbar und in seinen Lebensfunktionen behindert war, wurde als Belastung und Last diffamiert und war sehr bald von den Exekutoren des Systems auf die Todesliste gesetzt (bis Mitte 1941 wurden etwa 70.000 Menschen Opfer dieser gezielten Krankenmordaktion).

Zuwendung zu den Schwachen und Hilfsbedürftigen war im NS- System nicht „normal“, sondern wurde als Schwäche und als kontraproduktiv für das Wohlergehen der Volks-Gemeinschaft umgedeutet. Die Konsequenz:

- wer nicht normal ist, muss, soll normalisiert werden – so dies möglich ist;
- wer sich als nicht gemeinschaftsfähig erweist, soll/darf mit Zwang wieder den Normen der Volks-Gemeinschaft angepasst/angepasst werden;
- wer nicht den Normen entsprechen kann, ist aus der Gesellschaft der „Normalen“ auszuschließen.

Es ist kein Zufall und in diesem System einer rigiden Bestrafungs- und Belohnungsfürsorge nur logisch, dass Erziehungs- und Fürsorgeeinrichtungen nicht selten in der Nähe der Psychiatrie angesiedelt wurden. Wohl das größte „Erziehungs“-Heim der „Ostmark“ befand sich auf dem Gelände einer Psychiatrischen Klinik (dem „Steinhof“ in Wien) und stand in direktem Zusammenhang mit der Kinderklinik für nervenkranken Kinder (dem berühmten Todespavillon des „Spiegelgrunds“).

Entsprechend dem Prinzip einer selektiven „Fürsorge“ waren die Fürsorgeeinrichtungen im NS-System im Wesentlichen in drei Bereiche gegliedert:

- Fürsorge für die „wertvollen“ Volksgenossen (Nationalsozialistische Volks-Wohlfahrt/NSV);
- Betreuung der „Unbrauchbaren“ und „Bedürftigen“ (Konfessionelle Verbände);
- Kontrolle der „Fragwürdigen“ (kommunale Wohlfahrtsämter).

Mit der Parteiorganisation der „Nationalsozialistischen Volks-

wohlfahrt“ (NSV) sicherte sich das NS-System einen wesentlichen, wenn nicht den dominierenden Einfluss auf das Fürsorgesystem. In Meyers Lexikon (1940) ist ihre Funktion beschrieben:

„Die NSV. stellt in Verwirklichung des sozialen Tatwillens der NSDAP. zum erstenmal in der Geschichte eine Zusammenfassung der gesamten Hilfs- und Opferkraft der Nation im Dienste einer Wohlfahrtspflege dar, deren Handeln nicht so sehr vom Notstand des einzelnen, als vielmehr von der Rücksicht auf das Gesamtwohl des Volkes bestimmt ist. Ihr Eingreifen gegenüber dem einzelnen Notstand bzw. dem einzelnen Hilfsbedürftigen dient dem Ziel, einen möglichst hohen Leistungsstand des deutschen Volkes zu erreichen und festzuhalten“ [zitiert nach Berning, Vokabular des Nationalsozialismus, 443].

Die NSV verstand ihre Aufgabe als „Volkspflege für die Höherwertigen“. Die „Minderwertigen“ sollten von der freien Wohlfahrtspflege und der öffentlichen Fürsorge betreut werden [Lehnert: Die Beteiligung von Fürsorgerinnen, 188-189]. Dem staatlichen bzw. kommunalen Bereich waren die aus der Sicht des Regimes wenig versprechenden Problemfälle überlassen. In der Verschränkung von staatlicher Verwaltung und Einrichtungen der NSDAP stellte die NSV den Anspruch, sozial- und gesundheitspolitische Aufgaben des Staates an sich zu ziehen und damit den Bereich der „positiven“ Fürsorge zu dominieren. Als ein Beispiel dafür hat Brigitte Kepplinger die Fürsorgegeschichte von Erwin K. dokumentiert. Hier zeigt sich deutlich, wie sehr die NSV in den kommunalen Fürsorgebereich hineinagierte und wie wenig das Jugendamt den Forderungen der NSV nach Verschärfung des Vorgehens gegen Erwin K. entgegenzusetzen hatte [Kepplinger: Kommunale Sozialpolitik in Linz 1938-1945, 770-773].

In Egbert Mannlichers „Wegweiser durch die Verwaltung“ [Ausgabe 1942] ist unter „Fürsorgerziehung“ folgender eher knapper Eintrag zu finden: „Fürsorgerziehung: Zur Verhütung oder Beseitigung der Verwahrlosung eines Minderjährigen unter dem 18. Lebensjahr, in bestimmten Fällen unter dem 1. Lebensjahr kann das Vormundschaftsgericht Fürsorgerziehung anordnen. Die Einweisung des Fürsorgezöglings erfolgt durch das Gaujugendamt; die Fürsorgerziehung wird in einer geeigneten

Familie oder in einer Erziehungsanstalt durchgeführt. Sie endet mit Vollendung des 19. Lebensjahres, kann aber vom Gaujugendamt früher aufgehoben werden, wenn der Zweck erreicht ist oder wegen erheblicher geistiger oder seelischer Regelwidrigkeit nicht erreicht werden kann“. [Mannlicher: Wegweiser durch die Verwaltung, 150].

Unter dem Stichwort „Jugendwohlfahrt“ heißt es, dass diese dann aktiv werde, wenn das nationalsozialistische Erziehungsziel gefährdet sei: „Ziel ist der körperlich und seelisch gesunde, sittlich gefestigte, geistig entwickelte, beruflich tüchtige deutsche Mensch, der rassebewusst in Blut und Boden wurzelt und Volk und Reich verpflichtet und verbunden ist“ [Mannlicher: Wegweiser durch die Verwaltung, 228].

Die Kontrolle der körperlichen Gesundheit gehörte mit zu den Aufgaben der Fürsorge. Durch die auf der Grundlage des Gesetzes über die Vereinheitlichung des Gesundheitswesens vorgenommene Einrichtung der „Gesundheitsämter“ war ein wesentliches Instrument zur Verwirklichung der geplanten gesellschafts-sanitären Zielsetzungen geschaffen worden. Den Gesundheitsämtern waren weitreichende erbbiologische Selektionsaufgaben übergeben. Und zwar: „Die Durchführung der ärztlichen Aufgaben der Gesundheitspolizei, der Erb- und Rassenpflege (einschl. Eheberatung), der gesundheitlichen Volksbelehrung, der Schulgesundheitspflege, der Mutter- und Kinderberatung, der Fürsorge für Tuberkulose, Geschlechtskranke, körperlich Behinderte, Sieche und Süchtige, ferner die ärztliche Mitwirkung bei Maßnahmen zur Förderung der Körperpflege und Leibesübungen, die schließlich die amt-, gerichts- und vertrauensärztliche Tätigkeit, soweit sie den Amtsärzten übertragen ist“ [Mannlicher: Wegweiser durch die Verwaltung 1942, 157].

Da die Gesundheitsämter weiterhin auch die bisher üblichen Aufgaben der Gesundheitsfürsorge zu erfüllen hatten, standen den dort tätigen „Erfassungsbürokraten“ in Kooperation mit Standes-, Melde- und Jugendämtern, Fürsorgeeinrichtungen, Justizbehörden und Parteidienststellen erhebliche Datenmengen für die Anwendung erbbiologischer Kriterien zur Verfügung [Goldberger: NS-Gesundheitspolitik in Oberdonau, 171].

Fürsorgerinnen als Kontrollorgane: „... äußerst belastend ...“

Die Politik der sozialen Verfolgung wurde zwar von Männern konzipiert und in den meisten Fällen auch exekutiert. Doch auch Frauen waren – wie Gisela Bock feststellte – mitbeteiligt:

- Akademikerinnen arbeiteten ihren männlichen Vorgesetzten bei der Schaffung erb- und rassekundlicher Grundlagen für die Verfolgung „Unerwünschter“ zu.
- Unter den Amtsärzten, die unter ihrer Klientel nach Erbkrankheiten Ausschau hielten und Sterilisationsverfahren beantragten, waren 15 Prozent Frauen.
- Weibliche Ärzte und etwa 2.000 Sozialarbeiterinnen zeigten etwa 10 Prozent der 400.000 Menschen an, die schon bis 1935 in die Fänge der Sterilisationsbürokratie geraten waren. [Bock: Frauen in der europäischen Geschichte, 287].

Ulrike Janel hat in ihrer Diplomarbeit an der Fachhochschule Joanneum die Arbeit dieser „Volkspflegerinnen“ auf Grund von Interviews genauer beschrieben (Janel 2005): In der Regel hatten Volkspflegerinnen keine Führungspositionen inne. Diese waren Männern vorbehalten. Die Leiter der Jugendämter waren in vielen Fällen Juristen, die in der Regel keine sozialpädagogische Ausbildung aufweisen konnten. Sie verfügten meist über kein eigenes Büro. In dem Raum, in dem sie ihre Sprechstunden abhielten, dokumentierten sie auch in einem „Tagebuch“ ihre Hausbesuche [Janel: Die Fürsorgerin im Nationalsozialismus, 49-51].

In den Gesundheitsämtern waren Volkspflegerinnen an der erbbiologischen Bestandsaufnahme mit beteiligt. Zur Überprüfung von Anträgen auf Gewährung sozialer Unterstützung führten sie Erhebungen bei Hausbesuchen durch: „Der Zustand der Wohnung wurde inspiziert, die Kinder (wenn vorhanden) auf ihre körperliche und geistige Entwicklung begutachtet, Schränke kontrolliert, Nachbarn befragt und nötigenfalls weitere Informationen bei Schulen, Standesämtern etc. eingeholt. Die Volkspflegerinnen bildeten als Ermittlungsinstanzen und Gutachterinnen einen wichtigen Bestandteil des Informations- und Kontrollsystems. Jeder Hausbesuch wurde genauestens dokumentiert

und ein Gutachten mit einer ‚sozialen Prognose‘ über die Familie erstellt. Zudem konnte die Volkspflegerin Empfehlungen für fürsorgerische Maßnahmen abgeben. In vielen Fällen wurden die Akten anschließend an Polizei, NSV-Stellen oder Erbgesundheitsgerichte weitergegeben, die letztlich über weitere Maßnahmen entschieden“ [Jahnel: Die Volkspflegerin im Nationalsozialismus, 51].

Da sie in der Regel am unteren Ende der Hierarchiepyramide standen, konnten Fürsorgerinnen zwar keine direkt wirkenden Anordnungen verfügen, wohl aber im Einzelfall durchaus wirksame und folgenreiche fürsorgerische Zwangsmaßnahmen vorschlagen. In vielen Fällen war der Eindruck, den sie von ihren Klienten/Klientinnen hatten (und weitergaben), letzten Endes entscheidend. Eine der von Ulrike Jahnel Befragten berichtet darüber: „Also überhaupt, die Fürsorgerin, die war im Sprengel wie gesagt die Herrin. Und gerade bei uns hat es doch welche gegeben, die gesagt haben: ‚Jetzt putz ich einmal meinen Sprengel aus‘. Und haben x Kinder [...] eingewiesen oder woanders und so“ [Jahnel: Die Fürsorgerin im Nationalsozialismus, 54].

Fürsorgerinnen und Volkspflegerinnen agierten aber als Kontrollorgane auch über den Bereich der Fürsorge hinaus. Durch ihre Kontakte mit Müttern und deren Kindern waren sie auch angehalten, nicht nur soziale Abweichungen, sondern auch körperliche „Auffälligkeiten“ zu erfassen und weiterzumelden. Eine der von Ulrike Jahnel interviewten Volkspflegerinnen [Frau Blum] beklagte sich im Interview, dass sie, ohne ausgebildet worden zu sein, an Säuglingen körperliche Missbildungen erkennen sollte. Die Verantwortung, die ihr dabei auferlegt wurde, habe sie als „äußerst belastend“ empfunden [Jahnel: Die Fürsorgerin im Nationalsozialismus, 52].

Nach 1945:

Nichts gesehen, nichts gehört, nichts gewusst

Nach 1945 ist von den Beteiligten und Mitbeteiligten, den Zuschauern und den Wegsehern in gleicher Weise stereotyp behauptet worden, man habe nichts gesehen, nichts gewusst und nichts getan. Das Gegenteil trifft wohl die historische Wirklichkeit: Man hat gewusst, man hat gesehen, und man hat getan. Sich

und den anderen gegenüber es einzugestehen, wollte man freilich nicht. Stattdessen wurde die gerade noch Gegenwart gewesene Vergangenheit umschwiegen und umgeschrieben.

Johann Krenek, 1941 bis 1945 Leiter des Erziehungsheimes auf dem „Spiegelgrund“ in Wien, veröffentlichte 1946 [2. Aufl. 1948] die Schrift „Unser Kind. Ein Hilfsbuch der Erziehung“. Im Nachwort heißt es dort salbungsvoll: „Wie der Kapitän eines Schiffes, das er mit sicherer Hand und Kenntnis der Örtlichkeit an den Klippen so vorbeiführt, dass es nicht zu Schaden kommt, so muss auch der Erzieher das Lebensschifflein des ihm anvertrauten Kindes so führen und leiten, dass es an den Klippen des Lebens nicht zerschellt [...] Vergessen wir aber auch niemals, dass für die richtige Einstellung die Selbsterkenntnis eine nicht unwesentliche Voraussetzung sein wird ... „ [Krenek: Unser Kind 1946, 163].

Johann Gross, eines der Hans Krenek in der NS-Zeit auf dem „Spiegelgrund“ anvertrauten Kindern, ist zu Schaden gekommen. Er war damals 11 Jahre alt und ist im August 1941 aus dem Heim geflüchtet. Sehr rasch wurde er wieder von der Polizei erwischt: „Am Kommissariat gab es die erste Ohrfeige, die ich je von einem Polizisten erhalten hatte [...] Mit einem Polizeiauto brachte man mich noch am selben Vormittag zurück. Ich war schon sehr gespannt, welche Strafe ich diesmal ausfassen würde, und mein Herz war ziemlich tief in die Hose gerutscht, als wir beim großen Tor hineinfuhren. Zwei Riesenohrfeigen vom Direktor Krenek und schon wurde ich von zwei Schwestern abgeholt. Zurück im Pavillon musste ich erst einmal ins Bad zum Duschen. Diesmal allerdings eiskalt. Auch das hat mich wenig gestört, immerhin war ja Hochsommer. [...] Im langen Nachthemd ging es über den Gang, wo mich die Schwester in eine Einzelzelle steckte“ [Gross: Spiegelgrund, 67-68].

Nach einer weiteren Flucht fürchtete Johann Gross – nicht unberechtigt –, dass er vom Direktor des Erziehungsheimes wieder mit Ohrfeigen empfangen werde. Diesmal aber war es anders: „Diesmal schlug er mich nicht einmal, sah mich nur kurz an, als wäre ich ein ekliges Insekt und sagte zu der Schwester: ‚Weg mit diesem Ausbund‘“ [Gross: Spiegelgrund, 78].

„Schwierige“ Kinder und Jugendliche hatten es auch nach 1945 schwer. In den Erziehungs- und Fürsorgeeinrichtungen wirkten nach wie vor – auch wenn das nicht mehr offizielle Praxis sein sollte – die alten Vorurteile bis in den Sprachgebrauch hinein nach. Dazu ein Beispiel aus den Akten des Wiener Städtischen Erziehungsheimes in Biedermannsdorf. Im November 1945 wurden drei aus dem Heim entwichene Zöglinge in Wien von einem Polizisten dabei erwischt, wie sie versuchten, aus einem Auto der amerikanischen Besatzungsmacht zwei Decken zu entwenden. In einem Bericht der Erziehungsanstalt Biedermannsdorf an die Magistratabteilung 11 (Jugendamt) vom April 1947 wird zum Verhalten von Ferdinand T., einem der Kinder (damals 11 Jahre alt), festgestellt: „In der Gruppe hier stellt er nichts an, er ist auch nicht besonders schwer zu führen, hat nur das eine Bestreben, aus der Anstalt zu entweichen [...] Das Kind beklagt sich auch über nichts hier, als über den Entzug der Freiheit [...] Jedermal, wenn er einige Zeit daheim ist, begeht er Eigentumsdelikte, Einbrüche und [...] sogar einen Raubüberfall auf einen Buben“ [Mitteilung des Erziehungsheimes Biedermannsdorf an die MA 11/Jugendamt, 12.04.1947: Archiv EHB 2108].

Zur Frage, wie mit dem Buben weiterhin umzugehen sei, zitiert der Bericht die Polizei, die dem Erziehungsheim Biedermannsdorf den „Auftrag“ gegeben habe, den Buben entsprechen zu „verwahren“. Mündlich sei noch hinzugefügt worden, „wir sollten ihn an eine Kette hängen“. Eine Aufforderung, der das Heim in einem demokratischen Österreich allerdings so nicht nachkommen konnte, denn: „Für solche eine strenge Verwahrung ist unsere Anstalt nicht eingerichtet, auch im Rahmen unserer Erziehungsmaßnahmen nicht durchführbar“ [Mitteilung des Erziehungsheimes Biedermannsdorf an die MA 11/Jugendamt, 12.04.1947: Archiv EHB 2108].

Für den Klassenlehrer von Ferdinand T. allerdings war es klar, was nun zu tun sei. In einem Bericht vom November 1947 hielt er fest: „T. ist ein äußerst schwer erziehbares, kriminell veranlagtes Kind. Sein wiederholtes Durchbrennen von der Anstalt, verbunden mit einer Diebstahlsaffäre, lässt ihn als schlechtes Beispiel für die anderen Kinder erscheinen [...] Da er als Muster-

beispiel eines kriminellen Schülers absolut nicht in unsere Anstalt gehört, wäre eine Überstellung in eine Besserungsanstalt am Platz“ [Bericht des Klassenlehrers, 11.11.1947: Archiv EHB/2108].

Die amerikanische Militärpolizei, welche die drei Buben im November 1946 erwischt hatte, war – wie im Polizeibericht nachzulesen ist – allerdings ganz anderer Meinung gewesen: „Der amerik. Militärpolizist erklärte hier am Wachzimmer, dass sein Chef, der Captain, weder eine gerichtliche noch eine polizeiliche Bestrafung der 3 Schuldigen verlange, wohl aber ersuche, dass die Eltern, die Schule und die zuständigen Lehrer, von dem Treiben dieser Jungen in Kenntnis gesetzt werde, um erzieherisch einwirken zu können“ [Meldung Kommissariat Neubau, 26.11.1946: Archiv EHB/ 2108].

Dass auffällig gewordenen Kindern und Jugendlichen ihr soziales Milieu als Hypothek angelastet wurde, blieb bis lange nach 1945 durchaus üblich. „Sittliche Verwahrlosung“ war auch weiterhin ein Etikett, das Aus- und Abgrenzung und nicht Fürsorge und Zuwendung signalisierte; und Gewalt als Erziehungsmittel ist bis heute nicht aus dem „Erziehungs“-Repertoire verschwunden. Peter Wensierski hat am Beispiel der verdrängten Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik eine Dokumentation vorgelegt [„Im Namen des Herrn“, 2006], in der die Kontinuitäten einer „Schwarzen Fürsorge“ in den Nachkriegsjahren erschreckend deutlich gemacht werden. Ähnliches wäre mit Sicherheit auch für Österreich [Stichwort: „Kaiserebersdorf“]. festzustellen

Christine Nöstlinger hat zu den Erinnerungen von Johann Gross an seine Zeit in nationalsozialistischen Straf-„Erziehungs“-Heimen ein sehr einfühlsames Vorwort geschrieben. Beim Lesen stellte sich ihr die Frage, warum nach 1945 niemand (auch in ihrer eigenen Familie) davon gewusst haben wollte, denn: „Sie wussten klarerweise – das war ja kein Geheimnis -, wie Nazi-Erzieher ganz ‚normale‘, nicht ‚schwer erziehbare‘, nicht ‚asoziale‘ Kinder und Jugendliche in ihren Organisationen traktierten, schikanierten, schliffen und demütigten, wenn sie nicht wie befohlen spurten“ [Gross: Spiegelgrund, 7-8].

Vielleicht – so ihre Erklärung – deshalb, weil es auch nach

1945 um Kinder ging, um die sich auch vor der Nazizeit kaum jemand gekümmert hat?

Wer über Nationalsozialismus spricht, muss auch von den Errungenschaften der „Moderne“ reden. Mit der Errichtung eines „rassisch-nationalistischen Wohlfahrtssystems“ hat die nationalsozialistische „Fürsorge“ im Rahmen der NS-Gesundheitspolitik Tendenzen ins Extreme geführt, die sich schon vorher ganz allgemein im europäischen Denken gezeigt hatten. Nicht zufällig hat Mark Mazower in seine Geschichte Europas im 20. Jahrhundert ein Kapitel aufgenommen, das sich mit dem Kontinuitätsproblem europäischer Gesundheitspolitik auseinandersetzt. [Mazower 2000. 11-12].

Es gilt, zu sehen, was zu sehen ist. Das jetzt wieder in Diskussion stehende Wort von der „Unterschicht“ signalisiert einen Blick auf die gesellschaftliche Realität, die bisher nicht wahrgenommen werden wollte. In seinem neuesten Buch „Verworfenes Leben“ geht der Soziologe Zygmunt Bauman davon aus, dass die Moderne geradezu notwendigerweise die Ausgrenzung von Menschen vorsieht, die ihren neoliberalen, sozialdarwinistischen Zielsetzungen nicht entsprechen können: „Die Produktion ‚menschlichen Abfalls‘ – korrekter ausgedrückt: nutzloser Menschen – [...] ist ein unvermeidliches Ergebnis der Modernisierung und eine untrennbare Begleiterscheinung der Moderne“ [Bauman: Verworfenes Leben, 12-13].

Das ist kein erfreulicher Befund, aber eine notwendige Erkenntnis. Die Geschichte wie die Nachgeschichte der Fürsorge in Nationalsozialismus sind noch lange nicht geschrieben.

Die [anonymisierten] Zitate aus Erziehungsakten und Erziehungsberichten im Text stammen aus dem Aktenbestand der „Wiener städtischen Erziehungsanstalt“ [EHB] in Biedermannsdorf.

Literatur

Aufgenommen wurden zum Weiterlesen und zum Nachdenken auch einige Titel, die nicht im Text zitiert werden.

Aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nichts

- ganz Gerades gezimmert werden. 30 Jahre DOWAS [Verein zur Förderung des Durchgangsortes für Wohnungs- und Arbeitssuchende/ DOWAS]. Innsbruck, 2006.
- Zygmunt Bauman: Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust. Hamburg, 1992.
- Zygmunt Bauman: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg, 1992.
- Zygmunt Bauman: Verworfenes Leben. Die Ausgegrenzten der Moderne. Hamburg, 2005.
- Gisela Bock: Frauen in der europäischen Geschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. München, 2000 (Becksche Reihe. 1625).
- Dietmar Bruckmayr: Die nationalsozialistische „Volkspflege“ in der „Ostmark“ von 1938-1945. Diss. Univ. Linz, 2001.
- Josef Goldberger: NS-Gesundheitspolitik in Oberdonau. Die administrative Konstruktion des „Minderwertes“. Linz, 2004 (Oberösterreich in de Zeit des Nationalsozialismus. 19).
- Johann Gross: Spiegelgrund. Leben in NS-Erziehungsanstalten. Wien, 2000.
- Ulrike Jahnelt: Die Fürsorgerin im Nationalsozialismus. Eine Darstellung der Tätigkeitsbereiche in der öffentlichen Fürsorge in der Steiermark. Diplomarbeit Fachhochschule Joanneum Graz, 2005.
- Manfred Kappeler: Der schreckliche Traum vom vollkommenen Menschen. Rassenhygiene und Eugenik in der sozialen Arbeit. Marburg, 2000.
- Brigitte Kepplinger: Kommunale Sozialpolitik in Linz 1938-1945, in: Fritz Mayrhofer, Walter Schuster (Hrsg.), Nationalsozialismus in Linz. 1. Linz, 2001, 715-797.
- Hans Krenek: Unser Kind. Ein Hilfsbuch der Erziehung. 2. Aufl. Wien, 1948 [1. Aufl.1946].
- Carola Kuhlmann: Erbkrank oder erziehbar? Jugendhilfe als Vorsorge und Aussonderung in der Fürsorgeerziehung in Westfalen von 1933 – 1945. Weinheim, München, 1989 (Beiträge zur Geschichte der Sozialpädagogik).
- Esther Lehnert: Die Beteiligung von Fürsorgerinnen an der Bildung und Umsetzung der Kategorie „minderwertig“ im Nationalsozialismus. Öffentliche Fürsorgerinnen in Berlin und Hamburg im Spannungsfeld von Auslese und „Ausmerze“ . Frankfurt/M., 2003 (Mabuse-Verlag. Wissenschaft. 69).
- Peter Malina: Dem Vergessen überlassen? Die Welt der Kinder vom „Spiegelgrund“, in: Alois Kaufmann. Totenwagen. Kindheit am Spiegelgrund. Wien, 2007, 100-124.
- Peter Malina: Die Wiener städtische Erziehungsanstalt Biedermannsdorf als Institution der NS-Fürsorge. Quellenlage und Fallbeispiele , in: Ernst Berger (Hrsg.), Verfolgte Kindheit. Kinder und Jugendliche als Opfer der NS-Sozialverwaltung. Wien, 2007, 263-275.

- Peter Malina: Im Fangnetz der NS-„Erziehung“. Kinder- und Jugend-„Fürsorge“ auf dem „Spiegelgrund“ 1940-1945, in: Eberhard Gabriel, Wolfgang Neugebauer (Hrsg.), *Von der Zwangssterilisierung zur Ermordung. Zur Geschichte der NS-Euthanasie in Wien. Teil II.* Köln, Weimar, 2002, 77-98.
- Peter Malina: Warum haben wir unsere Tränen verschluckt? Kindsein im Nationalsozialismus, in: *KinderLeidenGewalt. Eine Gedenkbroschüre 1938-1988.* Wien, 1988, 8-31.
- Egbert Mannlicher (Hrsg.): *Wegweiser durch die Verwaltung unter besonderer Berücksichtigung der Verwaltung im Reichsgau Wien sowie in den Reichsgauen Kärnten, Niederdonau, Oberdonau, Salzburg, Steiermark, und Tirol mit Vorarlberg (Stand vom 1. Februar 1942).* Berlin, Leipzig, Wien, 1942.
- Mark Mazower: *Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert.* Berlin, 2000.
- Katja Misar: „Vorposten des Gesundheitsamtes“. Fürsorgerinnen im nationalsozialistischen Wien. Diplomarb. Univ. Wien, 2006.
- Emilija Mitrovic: Fürsorgerinnen im Nationalsozialismus: Hilfe zur Aussonderung, in: Angelika Ebbinghaus (Hrsg.), *Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien des Nationalsozialismus.* Nördlingen, 1987 (Schriften der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts. 2), 25-58.
- Petzoldt, Veit: *Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der historischen Entwicklung der Heil- und Sonderpädagogik und ihre Zuspitzung in der Zeit des Nationalsozialismus.* Regensburg, 2001.
- Birgit Poier: „Erbbiologisch unerwünscht“ Die Umsetzung rassenhygienisch motivierter Gesundheits- und Sozialpolitik in der Steiermark 1938–1945, in: Wolfgang Freidl [u.a.] (Hrsg.): *NS-Wissenschaft als Vernichtungsinstrument. Rassenhygiene, Zwangssterilisation, Menschenversuche und NS-Euthanasie in der Steiermark.* Wien, 2004.
- Reyer, Jürgen: *Alte Eugenik und Wohlfahrtspflege. Entwertung und Funktionalisierung der Fürsorge vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart.* Freiburg/Bg., 1990.
- Wolfram Schäfer: „Sichtung, Siebung und Lenkung“. Konzepte Marburger Wissenschaftler zur Bekämpfung von Jugendverwahrlosung. In: Benno Hafener, Wolfram Schäfer (Hrsg.): *Marburg in den Nachkriegsjahren.* Marburg, 1998, 253-313.
- Cornelia Schmitz-Berning: *Vokabular des Nationalsozialismus.* Berlin, New York, 2000.
- Stefan Schnurr: Die nationalsozialistische Funktionalisierung sozialer Arbeit. Zur Kontinuität und Diskontinuität der Praxis sozialer Berufe, in: Hans-Uwe Otto, Heinz Sönker (Hrsg.), *Politische Formierung und soziale Erziehung im Nationalsozialismus,* Frankfurt/M., 1991 (Suhkamp-Taschenbuch. Wissenschaft. 927), 106-140.
- Volk und Gesundheit. Heilen und Vernichten im Nationalsozialismus.

Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung im Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Tübingen, 1982.

Peter Wensierski: Schläge im Namen des Herrn. Die verdrängte Geschichte der Heimkinder in der Bundesrepublik. München, 2006.

Matthias Willig: Das Bewahrungsgesetz (1918-1967). Eine rechtshistorische Studie zur Geschichte der deutschen Fürsorge. Tübingen, 2003 (Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhundert).

Gudrun Wolfgruber: Zwischen Hilfestellung und sozialer Kontrolle, Jugendfürsorge im Roten Wien, dargestellt am Beispiel der Kindesabnahme. Wien, 1997.

„Sozialarbeit der Zukunft“

Das Thema „Sozialarbeit der Zukunft“ ist sehr schwierig. Ich kann sicher nur ein paar Aspekte ansprechen. Zunächst einmal gehe ich zurück in die Vergangenheit, 190 Jahre zurück.

Im Louvre hängt ein Bild von einem Herrn Théodore Géricault, mittlerweile nicht weit von der Mona Lisa entfernt. Es zeigt einen Schiffbruch und heißt: „Das Floß der Medusa“. Es wurde im Jahre 1819 fertig gestellt. Damals gab es einen ziemlichen Skandal in Paris. Der Vorgang, der da abgebildet ist, zeigt die Situation von Schiffbrüchigen auf einem Floß, kurz bevor sie gerettet werden. Man sieht am Horizont das Segel eines rettenden Schiffes und die Menschen steigen in der Mitte auf die Fässer, damit sie beim Winken gesehen werden. Sie hoffen auf Rettung. Es sind 10 Überlebende und noch einige Tote dazu auf diesem Floß zu sehen. Insgesamt waren es 147 Menschen, denen war Folgendes passiert: Die französische Regierung, die nachnapoleonische königliche Bourbonenregierung, hat ein ganz teures, berühmtes Kriegsschiff, die Medusa zum Senegal geschickt. Sie wollten den Senegal rekolonisieren, nachdem der zwischenzeitlich einmal bei den Engländern war. Es handelte sich um eine große aufwändige Prestigeaktion. Dann ist dieses Schiff zwischen Cap Verde und den Kanarischen Inseln, also makaberer Weise genau dort, wo jetzt sehr viele schiffbrüchige Flüchtlinge untergehen, auf eine Sandbank gelaufen und es hat sich herausgestellt, dass es für die vielen Hundert Leute auf dem Schiff nicht genug Rettungsboote gab. Für 147 Personen der eher niederen Ränge und für eher dunkelhäutige Soldaten und Hilfskräfte – einige weiße Offiziere waren auch noch dabei – für 147 hat man schnell ein Floß zusammengezimmert. Das ist auf dem Bild zu sehen. Dieses Floß wurde hinter den Rettungsbooten hergezogen mit dem Versprechen: „Wir ziehen euch hinter uns her, bis wir an Land kommen oder von einem größeren Schiff gerettet werden.“

Dann hat aber der Kapitän der Medusa nach einer gewissen Zeit die Seile zu dem Floß gekappt bzw. kappen lassen. Das trieb dann 13 Tage umher. Darauf ist es zu furchtbaren Szenen gekommen, die Stärkeren haben die Schwächeren ins Wasser geworfen, haben versucht, sich in die Mitte des Floßes zu retten, da war es sicherer gegen die Wellen. Es ist auch zu Kannibalismus gekommen. Den Rest müssen wir uns vorstellen. Berichtet wurde die Geschichte von einem Marinearzt Henry Savigny, der überlebt hat. Es gab es noch einen zweiten Überlebenden, einen Herrn Correard, die haben gemeinsam einen Bericht geschrieben, als sie dann wieder in Paris waren. Sie wollten eine Rehabilitation, eine Anerkennung der Opfer, auch eine Entschädigung. Daraufhin wurde Herr Savigny aus dem Staatsdienst entlassen, wurde sogar verhaftet, weil es den autoritären königlichen Behörden fern lag, das anzuerkennen und Entschädigungen für die Opfer zu geben.

Théodore Géricault brachte das Bild dann in eine große Ausstellung, erst unter einem falschen Namen, „Szenen eines Schiffbruchs“, er meinte naiverweise, die königlichen Behörden würden es kaufen. Das haben sie natürlich nicht gemacht, das Bild ist erst sehr viel später berühmt geworden.

Das Bild ist eine Thematisierung und zugleich Handhabarmachung des Grauens an den Rändern der expandierenden Kolonialmacht. Es geht um Schuld gegenüber den Opfern. Zugleich fällt die Darstellung ihres wirklichen Zustands gewissermaßen einer medialen Ästhetisierung zum Opfer. Körper, getrocknete Fleischreste, die die Rettungsmannschaft völlig verstört hatten, sind natürlich weggelassen. Die Schiffbrüchigen haben die Leute zerlegt in Streifen, auf Anweisung von Herrn Savigny, der das nicht selbst gemacht hat, sondern durch einen schwarzen Diener hat machen lassen. Das Fleisch wurde in der Sonne als Nahrung getrocknet. Dies ist hier weggelassen. Die Leute, die sie gerettet haben, sind fast verrückt geworden, als sie das gesehen haben. Dem bürgerlichen Publikum kann man nicht alles zumuten. Heute ist es auch so, dass von den Medien das Trauma einerseits aufgegriffen wird, also fast schon modisch, das Thema Trauma, und andererseits wird es abgewehrt, die Bilder müssen noch aushaltbar sein für die Zeitungsleser und die Zeitungskonsu-

menten. Der real gewordene Alptraum des Traumas ist nicht aushaltbar.

Das können wir uns nicht zumuten, deshalb wird Trauma weggeschoben, derealisiert, auch wir, auch Traumaexperten machen das immer wieder. Wir betreiben eine Normalisierung, wir können das nicht aushalten, dass der real gewordene Alptraum unser immer noch etwas kindliches Urvertrauen in die Welt untermindert. Wir schieben es weg, wir unterstellen lieber Simulation oder im Extremfall werden auch diejenigen, die über das Traumatische, über Folter, Verstümmelung berichten, ihrerseits verfolgt, manchmal liquidiert, wie eben kürzlich Anna Politkowskaja. Das Traumatische soll nicht berichtet werden, und wenn, dann nur in einer etwas modischen, inflationär aufbereiteten Form.

Die Sozialarbeit als Profession, die es natürlich damals noch nicht gab, hat es mit der Sorge um die Abgehängten, mit der Sorge um die von Trauma Bedrohten zu tun und erfreut sich deswegen bei den Herrschenden nur einer beschränkten Beliebtheit.

Die Sorge um die Abgehängten gibt es weltweit, als Sozialarbeit in Krisengebieten, z.B. als Teil der Entwicklungszusammenarbeit

Die Sorge um die Abgehängten gibt es innergesellschaftlich, etwa wenn jetzt in Deutschland mit Erstaunen eine neue Unterschicht von mehr als 6 Millionen Menschen entdeckt wird. Das geht gerade durch die Medien. Das hatte man vergessen, dann kann man es natürlich wieder entdecken. Die Sozialarbeiter werden in Deutschland jetzt gerufen und werden gefragt, aber man muss nichts Neues erfinden, die sind ja schon da, man muss nur die Stellen nicht abbauen oder vielleicht sogar noch aufstocken.

Es gibt die Abgehängten in den Familien, wo die Missachtung von Gerechtigkeit und Menschenwürde die Schwächsten, die Kinder am meisten trifft. Verwahrlosung bis zur Todesfolge, aber auch das ist in diesem erwähnten Bericht der Friedrich-Ebert-Stiftung genannt als Folge der Armut in diesen „neuen“ Unterschichten. Auch das war voraussagbar oder hat es schon länger gegeben. Es ist ja auch gut, wenn immer wieder einmal die Medien und die Politiker über die Realität erschrecken. Den SozialarbeiterInnen ist dies natürlich vertraut. Die Sozialarbeit arbeitet

immer schon an dieser Front der Trauma-Prävention, auch wenn sie in der Nazizeit in den Dienst der Vernichtung der ohnehin schon abgehängten und gezeichneten Opfer gestellt wurde.

Beziehungsarbeit ohne emotionale Beteiligung und das gelegentliche Erschrecken über das Leid der Abgehängten ist nicht möglich. Fast gleichzeitig müssen aber Sozialarbeiter, Beziehungsarbeiter eine professionelle Distanz entwickeln, unter anderem auch deswegen, weil sie heutzutage Lohnarbeiter sind, deren Familienleben und Privatleben vermittelt über eine Geldsumme existenziell getrennt ist vom Schicksal der bedrohten Menschen. Kirchliche Sozialarbeiter sind in einer etwas anderen Situation. Die haben meist nicht diese klare Trennung zwischen Arbeit und Freizeit. Wir sind emotional dabei, aber wir müssen die emotionale Beteiligung auch begrenzen. Zur emotionalen Beteiligung gehört auch die Empörung über die, die abhängen, die die Hilflosen im Stich lassen. Den Zynismus orten wir meistens bei den Kommandanten und Kapitänen, er kann aber auch in die Helfer und Helferinnen selber eindringen. Das kann uns auch passieren, dass wir irgendwann nicht mehr können, irgendwann die Tür dicht machen und sagen: „Mir ist am liebsten, wenn die nicht mehr kommen, diese Hilfesuchenden. Sollen die doch selber sehen, wie sie zurechtkommen.“ Das kann in extremer Überforderung oder auch nach Phasen der Überidentifikation, dann Kränkung passieren, dieses sich selbst Abkoppeln.

Die Sozialarbeiter sind natürlich nicht die einzigen Professionellen, die mit der Reparatur und manchmal dem Einholen der Seile zwischen dem Hauptboot und dem Floß beschäftigt sind. Wir haben die Pflege, wir haben die Sozialarbeit, wir haben die Psychotherapie und Psychologie.

Die Pflege ist körpernahe Beziehungsarbeit, in der körperliche Geborgenheit und Integrität des zu Betreuenden, der zu Betreuenden, der vom Abgehängt- und Abgeschobenwerden bedrohten Menschen gesichert werden. Die alten Menschen sind hier besonders gefährdet, weil sie nicht mehr nützlich sind, aus einer bestimmten Perspektive scheinbar nicht mehr nützlich sind und teuer werden. In erschreckender Weise wird diskutiert, wie weit man diese sehr teuren, sehr alten und kranken Menschen ab einem bestimmten Punkt nicht auch buchstäblich von den

Schläuchen und Kabeln der Geräte abkoppeln sollte. Die Pflege macht also die körpernahe Beziehungsarbeit, sichert körperliche Integrität.

Gegenstand der Sozialarbeit und der Sozialpädagogik ist ein bisschen etwas anderes. Ich würde sagen, ihr Gegenstand ist gelungener Alltag im gemeinsamen Tun. Diese Formulierung geht glaube ich auf Thiersch zurück.

Es geht um die Normalisierung von Lebensvollzügen. Viele Menschen leiden ja darunter, dass sie eben nicht in einem normalen Alltag sind, sondern in einem künstlichen Alltag, in einem unvollständigen Alltag. Denken Sie an die Erlebnispädagogik, wo draußen in der Natur ein natürliches Kooperieren und Zusammenwirken von Jungen und Mädchen oder auch Erwachsenen hergestellt wird. Dass man zusammen etwas kocht, dass man sich ein Lager richtet, dass man morgens aufsteht, sich wäscht, in die Kühle des Waldes hinaustritt und einen Alltag organisiert. Das haben wir sehr oft in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik, einen künstlich geschaffenen „natürlichen Alltag“. Das braucht Profis, das ist nämlich nicht leicht zu organisieren. Denken Sie daran, dass man die künstlich sterile Heimerziehung umzuwandeln begann in natürliche, familienähnliche, sich selbst versorgende Einheiten mit einem normalen Alltag. Das ist eine wichtige Arbeit, die die Sozialarbeit für diejenigen macht, die von Isolation und Abgehängtwerden und Sterilität des Lebens bedroht sind.

Natürlich muss das alters- und zielgruppenspezifisch differenziert werden, es werden Voraussetzungen geschaffen für einen gelingenden Alltag als Arbeitende, als Marktteilnehmer, und als Liebende. Nach meiner Theorie gibt es nämlich drei wichtige Aspekte des Alltags und unserer Identität:

Das ist unsere Rolle als Arbeitende. Dazu gehören Fragen wie: „Wie ist die Arbeit organisiert? Habe ich Arbeit? Bekomme ich Wertschätzung in der Arbeit, Selbstrespekt durch Arbeit?

Der zweite Aspekt ist der des Marktes: „Kann ich am Markt teilnehmen? Kann ich etwas kaufen? Kann ich meine Ware Arbeitskraft verkaufen? Kriege ich Kredit als Geschäftsmensch?

Die dritte Rolle ist die Rolle des Liebenden und des Familienmenschen.

Man könnte eben sagen: In der modernen kapitalistischen Gesellschaft sind die Welt der Märkte, der Geschäfte, die Welt der Arbeit und schließlich des Privat- und Freizeitlebens wie Inseln voneinander separiert, zwischen denen wir auf benzingetriebenen Schnellbooten hin- und herdüsen. Auf diesen Inseln gelten verschiedene Regeln und man kann gewissermaßen von all diesen Inseln auch herunter gestoßen werden oder auf ihnen scheitern. Auf diesen Inseln gelten unterschiedliche Regeln und Gesetzmäßigkeiten.

Zuerst war die vorkapitalistische Welt, in der Produktion, Verteilung und Konsumtion noch irgendwie integriert sind. Die Geldwirtschaft hat sich noch nicht so richtig durchgesetzt. Vielleicht ist dies einerseits idyllisch, andererseits ist es auch patriarchalisch und borniert, wir wollen das nicht übermäßig idyllisieren, diese einheitlichen, überschaubaren Welten oder Großfamilien.

Dann kommt es aber zu einer verhängnisvollen Aufspaltung im Prozess der Moderne und der Postmoderne, einer Aufspaltung in die Welt der Produktion, also da, wo die Menschen an einer Werkbank, einem Fließband stehen und unter Zeitdruck arbeiten müssen, ausgebeutet werden, Profit erwirtschaften müssen. Dann gibt es noch die Welt der Zirkulation, also ein Fremdwort für die Welt der Märkte, über die die Güter verteilt werden, und daneben noch die Welt der Konsumtion. In der Mitte steht ein armes Lebewesen, das versucht, diese Teil-Identitäten und Inselwelten zu integrieren, zwischen ihnen hin- und herzudüsen und so etwas wie Integrität, den „Sense Of Coherence“ oder auch eine Ich-Identität oder auch ein Gefühl von Zusammenhang und Würde zu behalten.

Ich möchte dies an einigen Tendenzen illustrieren, die heute für Sozialarbeit und auch für Gesundheitsberufe wichtig sind.

In der Welt der Märkte haben Sie eine zunehmende Polarisierung zwischen Gewinnern und Losern. Wir haben die Konsumgütermärkte, dort werden wir verführt von den geheimen Verführern.

Dann gibt es noch das AMS, die Arbeitsmärkte und die Bank. Ob jemand noch Kredit kriegt, ist sehr wichtig, wenn er keinen Kredit bekommt, geht er den Bach hinunter. Ich habe jetzt ge-

hört, dass die Schuldnerberatung in Klagenfurt, die sehr gute Arbeit für diese vom Scheitern bedrohten Marktteilnehmer geleistet hat, aus Ersparnisgründen von Schließung bedroht ist. Das wäre ganz schlimm.

Und dann gibt es auch Leute, die zeigen so auf sich, so selbstbewusst, und machen ein Viktory-Zeichen wie die Vertreter der neuen Selbstverkaufsstrategien nach dem Programm „Marke Ich“. Das ist seit einigen Jahren sehr beliebt. Arbeitslose und Jugendliche werden da hineingehetzt, sich selber anzupreisen, sich super zu finden, auch wenn sie es im Stillen so gar nicht richtig glauben. Das ist psychologisch höchst riskant. Wenn es nicht funktioniert, bricht das ganze Selbstwertgefühl zusammen, wenn es wirklich an die „Marke Ich“ geheftet wird. Das haben Sie auf der einen Seite. Wir müssen uns alle stilisieren, verkaufen, erfolgreich sein, und auf der anderen Seite haben Sie die Loser, die Ausgesonderten, die KlientInnen der Sozialarbeit zum großen Teil, die das nicht schaffen oder in irgendwelchen Programmen nachholen müssen oder dann auch beschimpft werden, gedemütigt werden, weil man ihnen sagt: „Ihr schafft das eben nicht! Ihr müsst einfach mehr trainieren! Ihr müsst auf die Benimm-Kurse gehen, die das AMS jetzt anbietet oder manche Vereine für das AMS!“ Das ist also das Scheitern auf den Märkten.

In der Produktion haben wir einen ungeheuren Zeitdruck. Der Chefvolkswirt der Deutschen Bank hat letztes Jahr vorgeschlagen, man soll die Teepausen streichen und die Rauchpausen nachholen. Aber natürlich nicht in den Chefetagen, z.B. bei den Arbeitsessen.

Und dann gibt es in der Arbeitswelt einen verhängnisvollen Trend, nämlich dass das Bild der Menschen immer mehr aufgespalten wird in die Fleißigen und jene, die ihre Arbeitskraft schonen. In Wirklichkeit muss jeder Lohnabhängige beides, er muss natürlich fleißig sein, sonst würde seine Arbeitskraft nicht gekauft. Er muss sich identifizieren mit der Arbeit, auch für die Kollegen ist das wichtig, dass er sie nicht hängen lässt, und auf der anderen Seite muss er seine Arbeitskraft schonen, damit er nicht früh verschrottet wird, nicht bitter enttäuscht ist nachher, wenn er entlassen wird. Über diesen letzteren Teil darf man nicht

mehr reden, dann gehört man zu den Sozialparasiten, oder zu den Verharmlosern der Sozialparasiten. Früher wurde darüber geredet, in Teams hat man das ausgehandelt, wie balanciere ich den selbstfürsorglichen Teil und den sich verausgabenden Teil aus. Man hat in Betriebsvertretungen darüber geredet, man hat in den Gewerkschaften darüber geredet, z.B. vor langen Jahren: „Samstags gehört Vati uns“. Da wird heute nicht mehr darüber geredet, sondern es wird der leistungszurückhaltende Teil, den wir brauchen, um eine Lebensqualität zu halten, innerhalb der Arbeit und außerhalb der Arbeit, der wird nur mehr beschimpft und verfolgt. Es gibt Politiker, die dann als Anwälte der Fleißigen und Anständigen auftreten, und es wird zur Jagd auf unseren inneren Frührentner geblasen. Dann haben Sie eine Tendenz in der Arbeitswelt und in der Gesellschaft, dass das Bild auseinander fällt. Sie haben einerseits die Arbeitsbienen, die Workoholismus betreiben oder vorspielen. Man kann Workoholismus auch glücklicherweise vorspielen. Auf der anderen Seite haben Sie gewissermaßen die Drohnen, also die Unnützen, die nichts zuwege bringen, die aus dem Bienenstock hinausgeworfen werden, die Überflüssigen, die Parasiten. Die Drohnen werden traumatisiert durch die Kälte, in die sie gestoßen werden, und durch die Mitteilung: „Ihr seid überflüssig!“ Wir wissen, dass Arbeitslosigkeit traumatisiert oder tendenziell traumatisiert. Unter den Bienen herrscht ein zunehmendes Mobbing, denn es ist natürlich sinnvoll, die eigene Überzähligkeitsangst dadurch zu bekämpfen, dass ich andere wegsteche, und zwar möglichst in einer Art und Weise, die nicht gleich erkennbar ist. Das ist auch eine tendenzielle Traumatisierung. Das ist dieser Trend: Bienen, Drohnen, Mobbing.

In der Konsumtionswelt, in der Welt der Liebe und der Familie, auf dieser Insel, auf die wir uns flüchten zur Erholung nach all der Entfremdung und der Kälte, da soll die Familie für alles entschädigen. Sie wird damit überfordert, Familien zerfallen tendenziell, das zerbröckelnde Patriarchat lässt Verhandlungsfamilien auf Zeit und manche Ruinen zurück, die Kinder sind teilweise gefährdet, da haben wir glücklicherweise die Jugendamtssozialarbeiter, die da eingreifen.

Gelingender Alltag ist durch die Beschleunigung in der Kon-

kurrenz in der globalisierten kapitalistischen Gesellschaft zunehmend gefährdet. Sozialarbeiter müssen an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Phasen der menschlichen Entwicklung heute gelingenden Alltag herstellen, vor allem auch für die Gruppe derer, die draußen stehen, die eine Überzähligkeitsangst haben, die damit konfrontiert sind, dass man sie nicht braucht und ihnen unter Umständen auch noch die Schuld dafür gibt, dass sie nicht integriert sind, dass sie Opfer des Wirtschaftsprozesses geworden sind. Das ist ja wie in einer Missbrauchsfamilie, es wird denen, die Opfer sind, noch eingeredet, „Ihr seid selber schuld!“, um die Verantwortlichen, die Großen, Vater Staat und die Mächtigen aus dem Schneider zu halten. Dann kann man weiter glauben, die sind ja eigentlich gut, die meinen es gut, wenn ich die Schuld bei mir selbst suche. Das ist erstens das „Blaming the victim“ und dann zweitens das „Selbstverschuldungstheorem“. Wenn Menschen diesen Kräften ausgesetzt sind, dann wissen Sozialarbeiter, dass es sehr schwierig ist, sie da wieder aus dieser Einbetonierung oder auch Selbst-Einzementierung in die Opferrolle herauszuholen. Das sind also gesellschaftliche Trends, die derzeit laufen.

Ich habe angefangen, über die Unterschiede von Sozialarbeit, Pflege und Therapie zu sprechen. Pflege – Herstellung körperlicher Integrität, dafür sorgen, dass die Menschen auch in dieser Hinsicht nicht abgehängt werden von der Gesellschaft und von den Geräten. Sozialarbeit – gelungener Alltag für diejenigen, die vom Abhängen, vom Abgehängtwerden bedroht sind, vom Rausgeschmissenwerden, von der Randständigkeit

Und was macht Psychotherapie? Psychotherapie besteht in der Förderung und im Heranholen eines oft isolierten, sich selbst und anderen schwer verständlichen Menschen durch die Reflexion der bisherigen Bewältigungskonzepte und der persönlichen Traumata dieses Menschen. Das ist etwas anderes. Das hat sehr viel mit Rekonstruktion von verborgenen Konflikten zu tun, verborgenen Verletzungen, und es geht dann natürlich auch um die Entwicklung von biographisch passenden mentalen Ressourcen gegen die Entmutigung und Verzweiflung. Auch hier ist übrigens die Arbeit mit alten Menschen sehr interessant und lohnend, das habe ich selbst auch erst entdeckt in der letzten Zeit,

dass man diese Personen von der psychotherapeutischen Versorgung, der Herstellung ihrer Integrität im Altern nicht abkoppeln sollte. Das geht ganz gut. Leider gibt es zwischen diesen drei Bereichen – Pflege, Sozialarbeit/Sozialpädagogik und schließlich Psychotherapie – eine ziemlich unsinnige Statuslogik, die sehr viel Energie vergeudet, sehr viel Kränkungen verursacht. Da zitiere ich aus einem Buch eines guten Freundes von mir, von Erhard Wedekind:

„Es gibt eine klare Stufenleiter hinsichtlich Status, Prestige und sozialer, finanzieller Anerkennung abwärts von der Therapie/Beratung über die Sozialpädagogik hin zur Pflege. Diese soziale Hierarchisierung folgt dem Kriterium der größeren Nähe der jeweiligen Beziehungsarbeitspartei zum so genannten weiblichen Arbeitsvermögen.“

Die Pflege ist ganz unten, weil das so ähnlich aussieht wie das, was Frauen und Mütter schon sehr, sehr lange mit großer Verantwortung tun, also muss das ziemlich schlecht bezahlt werden und verachtet werden. Dann kommt die Herstellung von gelungenem Alltag, das hat auch etwas fürsorglich Weibliches und gewissermaßen ins Leben Integriertes. Das steht dazwischen. Und dann gibt es oben drüber die Psychoexperten, die Psychotherapeuten, die in abgegrenzten Stunden zu Honorarsätzen arbeiten, die in einer etwas komplizierten Terminologie sprechen und den Ärzten auch irgendwie ähneln. Diese Unterscheidung ist letzten Endes völliger Unsinn, weil es einfach drei Schwerpunkte der Beziehungsarbeit sind, die wir brauchen. Ich kann z.B. keine Psychotherapie machen, wenn nicht in der Gesellschaft gute Sozialarbeit und gute Pädagogik gemacht wird. Der gelungene Alltag ist eine Voraussetzung für die Psychotherapie und vielleicht auch viel wichtiger. Wir brauchen diese Hierarchisierung nicht. Das bedeutet eine gleichberechtigte Akademisierung von Pflege, Sozialarbeit und Psychologie und vielleicht auch noch anderen Gesundheitsberufen. Wir alle sind damit beschäftigt, die von Abkoppelung Bedrohten heranzuholen.

Vielleicht ein Beispiel: Psychotherapie und gelungener Alltag: Wir haben in unserer Einrichtung Aspis ja eigentlich kein Geld für Sozialarbeiter. Das wird aus Brüssel nicht bewilligt. Wir sollen Psychotherapie machen, obwohl für die Flüchtlinge gelunge-

ner Alltag und gute Sozialarbeit ganz, ganz wichtig wäre. Wir haben seit Anfang dieses Jahres ein Gartenprojekt, das ein ehrenamtlicher Freund von uns macht. Es ist in letzter Zeit öfter passiert, dass die Frauen zur Gruppenpsychotherapie zu spät kommen. Die Gruppentherapie läuft gut, aber die Frauen kommen völlig aufgeräumt und glücklich zu spät zur Gruppentherapie, weil ihnen die Gartenarbeit so gut gefällt. Sie haben, als der Gärtner krank war, das Gartenprojekt selbstständig weiter betrieben. Sie bringen riesige Zucchini und anderes Gemüse mit, das sie dann an die MitarbeiterInnen weiter verschenken. Ich nehme das auch an, sie können damit andere Menschen einladen, sie können einen gelungenen Alltag, den sie teilweise bis vor einigen Jahren in Tschetschenien hatten, wieder herstellen. Sie können in die Gastgeberrolle gehen. Sie können arbeiten, sie werden müde von der Arbeit, sie können kochen. Vielleicht ist das viel wichtiger als Psychotherapie. Darum sollte man SpezialistInnen, die das anleiten können, fördern können, besser bezahlen und mehr achten als jemanden, der sich auf innere Konflikte und Traumata usw. spezialisiert hat. Den soll man schon auch achten, aber das gehört alles zusammen, muss arbeitsteilig und kooperativ aufeinander bezogen sein.

Sehr Alte, Kinder und Flüchtlinge sind sicher die am meisten gefährdeten Kandidaten für das Floß der Medusa. Ich habe natürlich am meisten mit Flüchtlingen zu tun und gehe am Schluss vielleicht noch einmal auf die Arbeit mit den Flüchtlingen ein. Verfolgungs- und Traumageschichten von Flüchtlingen werden oft als erfunden und übertrieben angesehen. In erster Instanz wird ihnen ja grundsätzlich nicht geglaubt, in 90% der Fälle wird gesagt, die Flüchtlinge würden simulieren, die Foltergeschichte seien erfunden usw., obwohl wir das als Psychotherapeuten natürlich völlig anders wahrnehmen. Man kann sagen, dass an den Flüchtlingen die Opferbeschuldigung eingeübt wird. Unser Landeshauptmann hat vor 1½ Jahren, noch vor dem neuen Asylgesetz, rechtzeitig gesagt, öffentlich, wobei die Justizministerin daneben stand und nicht protestiert hat: „Wer sonst nichts hat, der hat heutzutage eben Trauma.“ In diesem Sinne ist das Asylgesetz und sind die neuen Fremden Gesetze auch gemacht worden. Es handelt sich um eine grundsätzliche Verdächtigung der Hilfsesu-

chenden und der Opfer. Die Opfer sind selber schuld. Die Kronenzeitung verwendete im Sommer 1999 nach dem Tod des Schubhäftlings Marcus Omofuma insgesamt 60 Seiten darauf, um sich und den Lesern das zu beweisen. Der Soziologe Butterwegge schrieb vor einiger Zeit über die Diskussion in Deutschland in den 90er-Jahren: „Von der Hetze gegen Scheinasylanten zur Offensive gegen Scheinarbeitslose und Simulanten, die das ganze Sozialsystem ruinierten, weil sie mehr am Bezug von Sozialgeldern als an einem festen Arbeitsplatz interessiert seien, war es nur noch ein kleiner Schritt.“

An den Verfolgten, an den Flüchtlingen wird ein Exempel statuiert, das der Angstbewältigung der noch einigermaßen Integrierten dient und bald auf diese zurückfallen kann. Sie wähen sich noch in sicheren Booten und können sich doch bald als nächste auf den abgekoppelten Flößen befinden.

Sozialarbeit muss der neoliberalen und populistischen Angstmacherei selbstbewusst entgegentreten. Abkoppelungen möglichst verhindern und die bereits abgekoppelten in Richtung Gesundheit und Menschenwürde bestmöglich versorgen. Eine Grundsicherung würde die Abkoppelungsängste und die sadistischen Spiele mit der Abkoppelungsdrohung ganz erheblich vermindern. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.

Theater schafft Forum – Forumtheater als Methode in der sozialpädagogischen Praxis

1. Entstehungsgeschichte des Theaters der Unterdrückten

Boal übernahm mit 27 Jahren die Leitung des Teatro de Arena, das er zu einem „Volkstheater“, einem Theater für das Volk entwickeln wollte. Boal kritisierte am brasilianischen Theater der sechziger Jahre, dass es sich nicht um die Anliegen der ökonomisch und sozial Benachteiligten kümmerte. Er bezeichnete das vorherrschende bürgerliche als „volksverdummendes Theater“, das nichts unternahm, um an der ungleichen Verteilung von Gütern zwischen Reich und Arm in Brasilien etwas zu verändern. (Die Armut im Lande war groß. Die Landbevölkerung litt an Unterernährung, vierzig Prozent der Erwachsenen waren Analphabeten.)

Das brasilianische Theater dieser Zeit thematisierte die Probleme der benachteiligten Bevölkerung entweder gar nicht oder aber es individualisierte sie, indem es die Ursachen des Leides im privaten Umfeld der Menschen suchte. Es hielt jene Werte hoch, die dazu beitrugen, die bestehenden Zustände aufrecht zu erhalten, indem sie die Unterdrückten in ihrem Rollenverhalten bestärkten. Das Theater suggerierte in seinen Erzählungen, dass Armut, Ausbeutung und Leid individuelle Schicksale seien, die nicht von Menschenhand hergestellt oder verändert werden können. In der Folge trug es dazu bei, die Menschen sprachlos zu machen, anstatt ihnen zu ermöglichen eine Sprache für ihr Elend zu finden.

Wenn Menschen kein Bewusstsein für die eigene Unterdrückung haben, ergeben sie sich ihrem Schicksal. Fehlen die Worte zur Benennung des Unbehagens, so fehlt auch die Möglichkeit, aufzubegehren und zur Veränderung aufzurufen. Fatalismus als Lebensprinzip führt zur Passivität des Einzelnen. Das Alltägliche erscheint unveränderbar. Die eigenen Utopien von Gerechtigkeit schwinden und mit ihnen die Fähigkeit und Bereitschaft,

Kritik zu üben und daraus Veränderungsoptionen abzuleiten. Paulo Freire nennt diesen Zustand der Sprachlosigkeit „die Kultur des Schweigens“.

Um auch das ländliche Proletariat und die BewohnerInnen der favelas ansprechen zu können, lernten die SchauspielerInnen des Teatro de Arena „wie der Mann auf der Straße“ zu sprechen (vgl. Boal 1979, S.11). Mit seinem Ensemble verließ Augusto Boal das Theatergebäude und spielte in Dörfern auf öffentlichen Plätzen. So gelang es auch die Landbevölkerung und die VorstadtbewohnerInnen zu erreichen. Die ZuschauerInnen sollten sich und ihre Lebenssituation auf der Bühne wieder finden und in Folge Unterdrückungsmechanismen der Mächtigen erkennen. Als Bühne dienten Boal und den Nucleos¹ Kirchentreppen und Lastwägen, als Bühnenscheinwerfer die Helmlampen der Bauarbeiter. Auch innerhalb des Theatergebäudes versuchte Boal die Distanz zum Publikum zu verringern. Er ersetzte die erhöhte Bühne durch eine Rundbühne, inmitten des Publikums. „Die technische Apparatur war sichtbar, die Schauspieler saßen auf dem Boden, Auge in Auge mit den Zuschauern. Theater war für das Publikum des Arena keine Kultstätte mehr. Der Schauspieler war zum Menschen geworden“ (a.a.O., S.11).

Obwohl es Boal gelang, durch die volksnahen Inhalte der Stücke und die von Mal zu Mal neu improvisierten Wanderbühnen die Unterdrückten zu seinem Publikum zu machen sowie durch die Umgestaltung des Theaters die Barriere zwischen Publikum und Schauspieler zu verringern, erlebte er sein Theater noch immer als Top-down Projekt. Seiner Ansicht nach konnte es der Wirklichkeit des Publikums nicht gerecht werden. Die Wirklichkeit der Bühne hatte mit der Wirklichkeit des Publikums zu wenig gemein. Auch wenn Stücke von brasilianischen Autoren aufgeführt wurden, bildeten diese die Probleme im Land doch aus ihrer persönlichen Perspektive ab. Ebenso wie die Benennung der Probleme, stammten die Lösungen für dieselben aus der Feder der Schreibenden und waren somit subjektiv. Ein Theater in dieser Form initiierte eine „einseitige Durchdringung von Werten zweier verschiedener Welten [...] der ‚Welt der Bühne‘ und ‚der

1 Kerngruppen, die auch im Hinterland Brasiliens spielten

Welt des Publikums' „ (Boal 1999, S.48). An diese Einsicht war eine weitere gebunden: die Barriere zwischen SchauspielerInnen und ZuschauerInnen bestand nach wie vor. „Ein unsichtbarer Vorhang“ schien – so Boal – das Publikum und die SchauspielerInnen in zwei hierarchisch unterschiedliche Gruppen zu teilen. In die einen, die aktiv sind und bestimmte Handlungsabläufe und Verhaltensnormen vorschreiben, und in die anderen, die „dazu gezwungen werden, Zuschauer eines anderen zu sein“. Boal sieht in dieser Zweiteilung ein „Subjekt- Objektverhältnis“, das zu Lasten der ZuschauerInnen geht (a.a.O., S. 48). Die SchauspielerInnen geben die Wahrheit vor, die ZuschauerInnen nehmen diese passiv auf. Die Wahrheit vorzugeben betrachtet Boal jedoch als einen Akt der Illoyalität gegenüber den Mitmenschen. Er bezieht sich dabei auf einen Ausspruch, den ein kubanischer Widerstandskämpfer getätigt haben soll „Solidarität heißt, das gleiche Risiko zu tragen.“ (Boal 1999, S. 17). In seinem Werk „Der Regenbogen der Wünsche“ beschreibt Boal dazu ein Erlebnis, welches sich als prägend für seine Ethik des Theaters erwies:

Er war mit seiner Truppe im Dienste politischer Theaterarbeit im Hinterland Brasiliens unterwegs. Die Stücke, die sie aufführten, handelten von Widerstand gegen Unterdrückung durch Revolution und endeten meist mit mahnenden Hymnen bei der die SchauspielerInnen im Chor sangen: „Lasst uns unser Blut für die Freiheit vergießen! Lasst uns unser Blut für unser Land vergießen!“ (Boal 1999, S. 15). Nach der Aufführung sei ein Bauer namens Virgilio an ihn herangetreten und habe sich erfreut über die Solidarität der Theatergruppe zu den Bauern des Dorfes geäußert. Im nächsten Atemzug hätte er Boal eingeladen, zu den Waffen zu greifen und mit ihnen gemeinsam den von ihnen propagierten Aufstand durchzuführen. Nun musste Boal erklären, dass er und seine Truppe ja nur Theater im Sinne der Aufklärung machten und keine Revolutionäre waren, die sich an blutigen Aufständen beteiligen. Virgilio habe darauf geantwortet: „Tja, wenn ihr aufrechten Künstler also von Blut sprecht, das vergossen werden muss, dann ist das wohl unser Blut und nicht eures? Richtig?“ (vgl. a.a.O., S.16)

Nach diesem Erlebnis gelang Boal zu der Erkenntnis, dass es ethisch nicht vertretbar sei, Menschen zu raten, wie sie in einer

bestimmten Situation zu handeln haben. Jeder Mensch habe seine eigene Sichtweise, sein individuelles Erleben und vor allem, müsse er die Konsequenzen seines Handelns alleine tragen. Im Grunde sind SchauspielerInnen, die Aufklärungstheater machen, Unwissende, was die Welt und das individuelle Erleben ihres Publikums betrifft.

Er resümiert über seinen ursprünglichen Zugang zur politischen Theaterarbeit:

„Es schien uns von äußerster Dringlichkeit zu sein, die Unterdrückten zu ermahnen, sich gegen Unterdrückung zu wehren. Welche Unterdrückten? Alle. Alle Unterdrückten im Allgemeinen. Zu allgemein. Wir setzten unsere große Kunst daran, Wahrheiten zu erzählen und Lösungen zu verfassen. Wir brachten Bauern bei, um ihr Land zu kämpfen – wir, die wir in den großen Städten lebten. Wir brachten Farbigen bei, sich gegen Rassendiskriminierung aufzulehnen. – wir, die wir fast alle sehr weiß waren. Wir brachten Frauen bei, gegen ihre männlichen Unterdrücker zu kämpfen. Gegen welche Unterdrücker? Nun, uns selbst, denn wir waren zwar feministisch, aber tatsächlich waren wir alle Männer. Trotzdem hatten wir nur die besten Absichten“ (a.a.O., S.15).

Er spricht in diesem Zusammenhang die bereits erwähnte Subjekt-Objekt Beziehung an: „Ich verachte autoritäres Theater und mache Theater der Unterdrückten. Theater nicht als Evangelium, nicht als Propaganda, nicht als etwas Unumstößliches. Auch didaktisches Theater ist autoritär, denn es geht davon aus, dass der Künstler mehr weiß und kann, als der Zuschauer wissen kann und darf. Es schreibt Verhaltensnormen vor, einen ganzen Handlungsablauf – ohne den Zuschauer zu fragen. Das didaktische Theater geht von der gleichen Subjekt-Objekt Konstellation aus: Lehrer-Schüler, Bühne-Publikum, Sender-Empfänger, aktiv-passiv, lebendig-tot“ (Boal 1979, S. 8).

Boal wurde während der zweiten Militärdiktatur 1971 verhaftet und gefoltert. Internationale Proteste bewirkten, dass er nach drei Monaten wieder entlassen wurde. Er ging daraufhin ins Exil nach Argentinien. Im Rahmen eines Alphabetisierungsprojektes erprobte Boal einige Zeit später in Peru in Anlehnung an Brechts „Simultantheater“ eine neue Form des Theaters. Er nannte die

Methode „simultane Dramaturgie“ (Boal 1999, S.17). Die SchauspielerInnen spielten dabei eine Kernszene mit einem Konflikt und luden am Höhepunkt des Konflikts das Publikum ein, Regieanweisungen für mögliche Lösungen zu geben. Boal kommentierte, dass er mit dieser Theaterform zwar keine Botschaften mehr verbreitete, wohl aber die SchauspielerInnen noch immer die „Macht auf der Bühne“ innehatten, da sie es waren, welche sowohl die Regieanweisungen interpretierten als auch bestimmten, wie diese umgesetzt wurden (a.a.O., S.17).

Die eigene Kritik an der neu entwickelten Methode bereitete den Weg für das Forumtheater. Dieses entstand im Theaterprozess selbst, in der Auseinandersetzung des Publikums mit dem Schauspiel und den SchauspielerInnen: Eine Frau schilderte, dass ihr Ehemann mit einer anderen Frau ein Verhältnis habe und suchte nach einer Lösung für ihr Problem. Unterschiedliche Vorschläge aus dem Publikum setzte die Schauspielgruppe auf der Bühne um. Eine Zuschauerin meinte, man solle mit dem Ehemann „Klartext reden“. Die Schauspielgruppe versuchte den Lösungsvorschlag darzustellen und ließ die zwei Eheleute ein ernstes Gespräch miteinander führen. Die Zuschauerin war mit der szenischen Umsetzung nicht einverstanden. Verärgert schüttelte sie den Kopf und bestand darauf, dass die Ehefrau mit dem Ehemann doch endlich richtig Klartext reden solle. Die beiden Eheleute auf der Bühne wiederholten ihre Diskussion mit noch tiefergründigeren Argumenten, was aber nur zu noch größerer Unzufriedenheit auf Seiten der Regieanweiserin führte.

Boal lud die Frau daraufhin ein, selbst zu demonstrieren, was sie unter „Klartext sprechen“ verstehe. Die Frau kam auf die Bühne, klemmte den Kopf ihres Ehemannes in ihre Achselhöhle und „sprach mit ihm Klartext“, indem sie ihm eine Tracht Prügel verabreichte. Diese Situation bezeichnet Boal als „die Geburtsstunde des „Forumtheaters““.

2. Forumtheater – Theater des Dialogs

Die von Bertold Brecht geforderte kritische Distanz zum Publikum machte mit dem Forumtheater nach Boal einem dialektischen Austausch von SchauspielerInnen und Publikum Platz.

„Bei dieser neuen Theaterform erfolgt die Debatte nicht zum Schluss, sondern sie findet auf der Bühne statt“ (Boal 1979, S. 20). Boal spricht in diesem Zusammenhang von einer „Entweihung der Bühne“, die dem Künstler bisher die Alleinherrschaft vorbehielt: „Wir entweihen die Bühne, über die in der Regel der Künstler allein herrscht. Wir zerstören sein Werk, um mit allen gemeinsam ein Werk zu schaffen. Dies ist kein didaktisches Theater im alten Sinne des Wortes mehr, sondern ein pädagogisches Theater mit dem Ziel, kollektiv zu lernen“ (a.a.O.,S.20).

Die hierarchischen Strukturen des Theaters werden durch das dialogische Prinzip, im Sinne eines Lernens voneinander, ersetzt. Theater wird somit ein Ort, an dem Wahrheit nicht mehr vorgegeben, sondern dialektisch ausgehandelt wird. Ganz im Sinne des Wahrheitsbegriffs von Pierre Bourdieu, der nur eine Wahrheit akzeptiert und zwar die, dass Wahrheit Gegenstand von Auseinandersetzungen ist.

Analog zu Paolo Freires Lehrer-Schülerverhältnis sieht Boal die Beziehung zwischen SchauspielerInnen und Publikum. Er fordert, dass alle gemeinsam lernen sollen: „Zuschauer und Schauspieler, keiner ist mehr als der andere, keiner weiß es besser als der andere: gemeinsam lernen, entdecken, erfinden, entscheiden“ (Boal, 1979, S.8).

3. Forumtheater und Soziale Arbeit

Das Forumtheater ist eine Alternative zur therapeutenzentrierten Beratung durch „Experten“ Mit seiner klientInnenzentrierten Philosophie und Praxis bietet das Forumtheater eine Chance, die Macht der „weißen Götter“ zu umgehen. Im Forumtheater erarbeitet eine Gruppe von KlientInnen auf Grund persönlicher Erfahrungen eine Konfliktszene. Die zu entwickelnden Szenen bestehen aus kollektiven Geschichten bzw. Erzählungen aus dem Leben der TeilnehmerInnen. Es werden dabei Situationen dargestellt, in denen sich die Betroffenen hilflos, sprachlos, unterlegen, unterdrückt – sei es durch sich selbst oder durch andere – gefühlt haben. Durch die Problemrecherche in Eigenregie wird bereits eine erste ExpertInnenfalle, nämlich jene, die Probleme des Anderen zu definieren, umgangen. Auch die Lösungen werden von

SchauspielerInnen und Publikum (ZuschauerInnen) selbstständig erarbeitet. Jeder Teilnehmer und jede Teilnehmerin hat somit die Freiheit, selbst seine individuelle Lösungsstrategie aus dem gemeinsam erarbeiteten Repertoire zu wählen.

Repertoire an Handlungsmöglichkeiten

Die Gelegenheit unterschiedliche Lösungsmöglichkeiten spielen zu können, lässt das Forumtheater als adäquate Methode einer psycho-sozialen Arbeit in der postmodernen Gesellschaft erscheinen. Es bietet eine Vielzahl von Handlungsmöglichkeiten, setzt Pluralität anstelle von Totalität. Zusätzlich besteht für die TeilnehmerInnen die Möglichkeit zu erkennen, dass die eigenen Probleme auch anderen vertraut sind, weil diese oft nicht individuelle, sondern strukturelle bzw. gesellschaftliche Ursachen aufweisen. Die Methode des Forumtheaters bietet somit die Chance, alternative Zugänge zum Leben kennen zu lernen und somit das Spektrum menschlicher Handlungsalternativen zu erweitern.

Handlungsorientierung / Probe für die Wirklichkeit

Das Gespräch allein reicht oft nicht aus um die Macht der Systemabwehr zu durchbrechen und tatsächliche Veränderungen herbeizuführen. Im Sinne des zeitgenössischen Konstruktivisten Heinz von Förster „Willst Du erkennen, so handle“, gestaltet sich die Methode des Forumtheaters handlungsorientiert. Bekanntlich kann etwas leichter verändert werden, wenn es als veränderbar erkannt wird und wenn konstruktive Visionen für Neues bestehen. Die theaterpädagogische Arbeit wird so zum „sicheren“ Experimentierfeld, um Handlungsoptionen zu erproben und in Folge individuelle wie gesellschaftliche Wirklichkeit zu gestalten.

Sensibilisierung des Körpers im Sinne eines ganzheitlichen Lernens / Ganzheitlichkeit

Beratung erfolgt meist über Sprache. Nicht jedeR besitzt in gleichem Maße die Fähigkeit, mittels Sprache seine Gefühle und Bedürfnisse zum Ausdruck zu bringen. Verschiedene Sinnes- und Körperübungen wie auch das emotionale „Eintauchen“ in unterschiedliche Rollen können dazu beitragen, dass der oft vernach-

lässigte physisch-emotionale Bereich aktiviert und der Intellekt bzw. die kognitiven Fähigkeiten ergänzt werden.

Die Versöhnung zwischen Ich und Welt

Der glückliche Abschluss eines Bildungsprozesses ist unter jener Prämisse vorstellbar, dass dem Subjekt zwar versagt bleibt, seine eigenen Ansprüche zu verabsolutieren, ihm jedoch eine Lebensform zugesteht, die ihm erlaubt, die eigene Besonderheit im Allgemeinen zu leben. (a.a.O. 20, S.21). Im Forumtheater kann sich jedeR einzeln exponieren, lernt aber gleichzeitig sich in eine Gruppe einzufügen. Es bietet die Möglichkeit, dass dem Menschen eigene Phänomene der „geselligen Ungeselligkeit“ auszuleben: zur gleichen Zeit Individualität leben und Mitglied einer Sozietät sein, also zugleich anders sein und trotzdem dazu gehören.

Anerkennung

Anerkennung, eine der wichtigsten Antriebsfedern im Leben, ja vielleicht sogar das wichtigste „symbolische Lebensmittel“ überhaupt, kann in den Inszenierungen des Forumtheaters erlebt bzw. „verdient“ werden. Jede Aufführung gesteht allen Beteiligten zu, etwas zu bekommen, was sie manchmal dringender als alles andere brauchen: gesellschaftliche Anerkennung.

4. Biografie Augusto Boal

geb. 1931 in Rio de Janeiro

1953–1955 Chemiestudium an der Columbia Universität

1956 Leitung des Teatro de Arena

1964 Erste Militärdiktatur Brasiliens

1971 Verhaftung Boals während der zweiten Militärdiktatur

1971–1976 Exil in Buenos Aires

1976 Gastprofessor und Leiter der Theatergruppe Barraca in Lissabon

1978 Leben in Paris

1986 Rückkehr nach Brasilien; Engagement im Kunst- und Kulturbereich

1996 als Vereador (Brasilianisches Amt zwischen Stadtrat und Senator) Mitglied der Regierung von Rio de Janeiro
 Entwicklung des legislativen Theaters (Methode um die direkte Einflussnahme und Mitbestimmung durch die BürgerInnen zu unterstützen) Entwicklung der „introspektiven Techniken“

Literatur

Boal, Augusto:

(1981). *Mit der Faust ins offene Messer*. Frankfurt am Main: Verlag der Autoren.

(1986). *Nuestra América*. Hamburg: Buntbuch.

(1989). *Theater der Unterdrückten. Übungen und Spiele für Schauspieler und Nicht-Schauspieler*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

(1995). *The Rainbow of Desire. The boal method of theatre and therapy*. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group.

(1998). *legislative theatre*. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group.

(2001). *Hamlet and the Baker's Son*. London, New York: Routledge Taylor & Francis Group.

Baumann, Till. (2001). *Von der Politisierung des Theaters zur Theatralisierung der Politik. Theater der Unterdrückten im Rio de Janeiro der 90er Jahre*. Stuttgart: ibidem-Verlag.

Feldhendler, Daniel (1987). *Psychodrama und Theater der Unterdrückten*. Frankfurt am Main: PUPPEN & MASKEN.

Freire, Paulo (1974). *Erziehung als Praxis der Freiheit. Beispiele zur Pädagogik der Unterdrückten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Freire, Paulo (1973). *Pädagogik der Unterdrückten*. Stuttgart, Berlin: Kreuz Verlag. 3. Auflage.

Haug, Thomas (2005). *„Das spielt (k)eine Rolle!“ – Theater der Befreiung nach Augusto Boal als Empowerment-Werkzeug im Kontext von Selbsthilfe*. Stuttgart: ibidem-Verlag.

Odierna, Simone/Letsch, Fritz (Hg.) (2006). *Theater macht Politik. Forumtheater nach Augusto Boal. Ein Werkstattbuch*. Neu-Ulm. AG SPAK Bücher.

Wiegand, Helmut (1999). *Die Entwicklung des Theater der Unterdrückten seit Beginn der achtziger Jahre*. Stuttgart: ibidem-Verlag.

Wiegand, Helmut (Hg.) (2004). *Theater im Dialog: heiter, aufmüpfig und demokratisch – deutsche und europäische Anwendungen des Theaters der Unterdrückten*. Stuttgart: ibidem-Verlag.

Wrentschur, Michael (Hg.) (1999). *Forumtheater in Österreich*. Wien: ARGE Forumtheater Österreich.

Elisabeth Heidegger-Tölderer

Spiele, um zu verändern. Praxisbeispiel Forumtheater

Einführung

Meine Damen und Herren, werte Kolleginnen und Kollegen!
Ich möchte Sie recht herzlich zur Forumtheater-Aufführung im Rahmen der Bundestagung begrüßen. Mein Name ist Elisabeth Heidegger-Tölderer, ich bin Sozialarbeiterin bei NEUSTART.

Die Szene, die Sie jetzt sehen werden, haben Klientinnen und Klienten der Sozialen Arbeit, Studentinnen und Studenten der Fachhochschule in Feldkirchen in Kärnten und SozialarbeiterInnen gemeinsam entwickelt.

Wie ist diese Idee überhaupt geboren worden?

Eva Haupt hat mich vor einem Jahr gefragt, ob ich einen Forumtheater-Workshop auf der Internationalen Bundestagung der SozialarbeiterInnen „Menschenwürde statt Almosen“ leiten würde. Dann hat sie gesagt: Na ja, schön wäre es halt, wenn Klienten und Klientinnen der Sozialen Arbeit direkt eine Aufführung machen könnten. Ich habe versucht, ihr diesen Wunsch zu erfüllen und es ist uns allen gemeinsam gelungen. Darüber freue ich mich sehr. [Applaus]

Was ist das Forumtheater? Das Forumtheater ist eine Methode des „Theaters der Unterdrückten“ von Augusto Boal. Die Inhalte der Szenen stammen aus dem Leben der Betroffenen. Sie haben Situationen entwickelt, in denen sie sich hilflos, sprachlos, machtlos, sprich eben unterdrückt gefühlt haben. Die Szenen werden aus dem Blickwinkel der Betroffenen dargestellt. Sie werden auch teilweise überzeichnet dargestellt, um auf das Problem wirklich hinzuweisen. Es ist Theater. Im wirklichen Leben sieht man gewisse Dinge oft nicht, man glaubt, es ist – wie wir es schon gestern von Prof. Gstettner gehört haben – es ist Schicksal, es ist einfach so, weil es eben so sein muss. Die Überspitzung im Theater

will auf etwas pointiert hinweisen. Das Forumtheater lebt vom Dialog zwischen Publikum und DarstellerInnen. Ohne Publikum funktioniert kein Forumtheater. Wie läuft das nun ab?

Wir spielen eine Szene durch. Die Szene endet mit einem unbefriedigenden Ergebnis. Dann haben Sie die Möglichkeit, sich mit einem Nachbarn oder einer Nachbarin auszutauschen und sich zu überlegen, was Sie tun würden, wenn Sie an der Stelle des Betroffenen oder der Betroffenen wären, damit diese Szene ideal ausgeht. Sie können sich ruhig ein Idealbild machen, denn das Leben ist ohnehin dann immer anders. Man kann sich ruhig ein Idealbild machen, damit man auch weiß, worauf man hinsteuern soll. Wir spielen also die Szene durch, Sie tauschen sich mit dem Nachbarn oder der Nachbarin aus, was Sie machen würden. Dann spielen wir die Szene noch einmal an. Wenn dann jemand von Ihnen eine Idee hat und sich denkt: „An dieser Stelle würde ich anders reagieren, damit die Szene für die Betroffenen besser ausgeht!“, dann möchte ich Sie einladen, dass Sie die Hand heben, stopp rufen, auf die Bühne kommen und den Betroffenen oder die Betroffene austauschen. Sie sagen dann, wen Sie austauschen möchten. Im Forumtheater ist körperliche Gewalt nicht erlaubt, wohl aber ist es erlaubt, körperliche Gewalt zu spielen. Wenn Sie also glauben, Sie würden körperliche Gewalt anwenden, dann sagen Sie „Zeitlupe!“ und üben z. B. eine Ohrfeige in Zeitlupe aus.

Aufwärmen

Das Theater der Unterdrückten ist kein traditionelles Theater, sondern es ist mit viel Bewegung verbunden, und darum möchte ich Sie einladen, dass wir ein paar Aufwärmübungen machen, damit jeder von Ihnen aus der Starre des passiven Zuschauers und der passiven Zuschauerin herauskommt. Bei der ersten Übung können Sie sitzen bleiben. Sie beschreiben mit der rechten Hand einen Kreis und jetzt mit der linken Hand ein Kreuz. Jetzt beides gemeinsam. Es geht nicht darum, dass man das nun kann, das kann von 10 Personen vielleicht einer, ich kann es übrigens auch nicht, sondern es geht darum, dass man etwas ande-

res ausprobiert, ausprobiert, ein übliches Bewegungsmuster zu durchbrechen. [30 Sek]

Die zweite Übung: Da Sie ja hoffentlich miteinander spielen werden, möchte ich Sie einladen, dass Sie auf „drei“ möglichst viele Hände in kurzer Zeit schütteln und sich begrüßen. Der Raum ist sehr klein und eng, aber das Theater der Unterdrückten lebt von der Improvisation und darum vertraue ich Ihnen auch, dass Sie gut improvisieren können. (1 Min)

Die nächste Übung: Wir begrüßen uns nochmals, und zwar mit dem rechten Knie. (1 Min)

Die letzte Übung, die wir vor der Aufführung machen, nennt sich „Manipulation“. Wir machen sie einmal vor. Vielleicht kannst du einmal heraufkommen. [Applaus] Der Applaus ist beim Forumtheater besonders wichtig. Wenn jemand in eine Szene einsteigt, dann applaudiert man schon, denn es bedarf sehr viel Muts, etwas verändern zu wollen. Person A hält Person B die Handfläche vor das Gesicht und B stellt sich eine unsichtbare Verbindung, etwa einen Kugelschreiber, dazwischen vor. Person B muss der Hand der Person A folgen. Person A hat die Verantwortung, dass es Person B verantwortungsvoll führt, dass es zu keiner Verrenkung oder Zerrung kommt. Es geht darum, ein Gefühl dafür zu bekommen, wie es ist, wenn man von jemandem anderen abhängig ist. Dann darf ich Sie einladen, sich paarweise zusammenzufinden, sich auszumachen, wer die Person A und wer die Person B übernimmt, und die Übung auszuführen. Dazwischen wird gewechselt. (3 Min)

Ich darf jetzt die Gruppe bitten, auf die Bühne zu kommen. [Applaus]

Szene 1:

Klientin: Ring, ring!

Sozialarbeiterin: Allmeier-Strohmeier, grüß Gott!

Klientin: Grüß Gott, Frau Strohmeier, hier spricht Frau Winkler!

Sozialarbeiterin: Sozialversicherungsnummer?

Klientin: Die weiß ich jetzt nicht auswendig, warten Sie einen Moment!

Sozialarbeiterin: Rufen Sie wieder an, wenn Sie sie haben!

Klientin: Hallo?

Klientin: Ring, ring!

Sozialarbeiterin: Allmeier-Strohmeier, grüß Gott!

Klientin: Grüß Gott, hier spricht noch einmal Winkler!

Sozialarbeiterin: Sozialversicherungsnummer?

Klientin: 3308

Sozialarbeiterin: Geburtsdatum?

Klientin: 17. 08. 78

Sozialarbeiterin: Ach, Frau Winkler, ich sehe schon, Sie haben schon wieder den Termin nicht wahrgenommen. Wie stellen Sie sich das eigentlich vor?

Klientin: Mein Sohn war jetzt krank...

Sozialarbeiterin: Ihr Sohn, ihr Sohn.

Klientin: ... deshalb hab ich nicht kommen können und rufe an wegen einem neuen Termin.

Sozialarbeiterin: Sie wollen ja auch Geld von uns haben, oder?

Klientin: Ja nicht nur das Geld, ich möchte gerne arbeiten gehen, deshalb brauche ich einen neuen Termin.

Sozialarbeiterin: Kommen Sie morgen um 8 Uhr.

Klientin: Geht es ein bisschen später? Ich muss mit dem Kleinen...

Sozialarbeiterin: Um acht Uhr oder gar nicht. Wiederhören.

Klientin: Hallo?

[Die Klientin ruft einen Freund an]

Klientin: Ring, ring!

Freund: Ding, ding dong!

Klientin: Ring, ring!

Freund: Ding, ding dong! Hallo, Alex!

Klientin: Ja servus Alex, da ist die Kathi! Du, möchtest du morgen nicht mit aufs Arbeitsamt gehen.

Freund: Muss das unbedingt sein? Ich mag dort nicht hingehen, echt nicht.

Klientin: Die Frau Strohmeier ist immer so unfreundlich zu mir. Bitte geh' mit, ich brauche das Geld. Du weißt, ich suche Arbeit.

Ich kann das nicht allein.

[Der Freund geht mit]

Freund: Klopf, klopf, klopf! [keine Reaktion] Ich mach auf. Grüß Gott!

Klientin: Morgen!

Sozialarbeiterin: Bitte, was bilden Sie sich ein? Haben Sie schon einmal auf die Uhr gesehen? Leuchtet das grüne Licht?

Freund: Sie hat um acht Uhr einen Termin. Und es ist zehn vor acht!

Klientin: Sie haben ja gesagt, ich soll etwas früher da sein.

Sozialarbeiterin: [Zur Klientin] Wer sind denn Sie überhaupt? Sozialversicherungsnummer?

Klientin: 3308

Sozialarbeiterin: Geburtsdatum?

Klientin: 17. 08. 78

Sozialarbeiterin: Frau Winkler! Sie haben den Termin nicht wahrgenommen. Was soll ich denn mit Ihnen machen? Ich kann ja nicht noch mehr zuschießen.

Klientin: Ich habe ja ohnehin schon gesagt am Telefon, der Bub war krank, ich habe schauen müssen, dass ich ihn wohin bringen kann und jetzt brauche ich eben ...

Sozialarbeiterin: Ausreden, Ausreden! Ich will mir das schon gar nicht mehr anhören! Immer das Gleiche! [Zum Freund] Wer sind denn Sie überhaupt?

Freund: Können wir uns einmal setzen?

Sozialarbeiterin: Dann setzen Sie sich eben nieder, meinertwegen. [Es läutet das Telefon] Allmeier-Strohmeier, Grüß Gott! [freundlich] Ja Herr Dr. Moser ... ja natürlich ... ja freilich ... ich habe gerade einen Termin. Können Sie später noch einmal anrufen? Wiederhören!

[Wieder in barschem Ton] So, Frau Winkler!

Freund: Können Sie zu uns ein bisschen freundlich sein?

Sozialarbeiterin: Da gibt es nichts freundlich zu sein, denn Sie halten sich nicht einmal an die Vereinbarungen. Ich habe Ihnen schon oft genug Jobs zugeschickt.

Klientin: Mein Sohn war krank, ich habe nicht kommen können, weil ich niemanden zum Aufpassen gehabt habe.

Sozialarbeiterin: Dann müssen Sie den Sohn eben mitnehmen

in die Arbeit. Es gibt genügend öffentliche Verkehrsmittel, was auch immer.

Sozialarbeiterin: Den Buben in die Arbeit mitzunehmen, das wird nicht funktionieren, weil kein Arbeitgeber wird einen Arbeitnehmer einstellen...

Sozialarbeiterin: Es gibt genügend Kinderbetreuungsplätze!

Klientin: Wer soll das finanzieren, bitte?

Sozialarbeiterin: Wir finanzieren das!

Klientin: Nein, das geht nicht.

Sozialarbeiterin: Ich kann nichts mehr tun für Sie, jetzt tun Sie einmal selber etwas für sich! Am besten ist, damit Sie wenigstens zu ein wenig Geld kommen, da komme ich Ihnen gerne entgegen, das trage ich Sie in einen Computerkurs ein, dann passt das schon.

Klientin: Ich brauche keinen Computerkurs!

Sozialarbeiterin: Zwei Wochen, nicht wahr. Das gebe ich Ihnen gleich mit, auch diese Broschüre da. Danke!

[Applaus]

Forumphase

Heidegger-Tölderer: Jetzt kommt der Part von Ihnen. Sie haben jetzt die Möglichkeit, sich mit einem Nachbarn oder einer Nachbarin zu unterhalten zur Frage: „Was würden Sie tun, damit diese Szene vielleicht etwas angenehmer wird und besser ausgeht. [3 Min] Ich lade Sie ein, zu dem Zeitpunkt, wo Sie glauben, dass Sie an dieser Stelle anders reagieren würden, an der es vielleicht hilfreich wäre, damit die Szene idealer ausgeht, dass Sie an dieser Stelle die Hand heben, „stopp!“ sagen und auf die Bühne kommen und die Person austauschen, die Sie austauschen möchten. Ist alles klar, oder gibt es noch Fragen?

Wiederholung der Szene 1:

Identisch mit der ersten Version bis zu folgendem Punkt:

Klientin: Die Frau Strohmeier ist immer so unfreundlich zu mir. Bitte geh' mit, ich brauche das Geld. Du weißt, ich suche Arbeit. Ich kann das nicht allein.

[Der Freund geht mit]

Freund: Klopf, klopf, klopf! [keine Reaktion] Ich mach auf. Grüß Gott!

Eingriff aus dem Forum

ForumspielerIn: Stopp! [Applaus]

Heidegger-Tölderer: Von wo weg sollen wir spielen?

ForumspielerIn: Genau von hier. [Sie bittet den Freund hinaus und übernimmt seine Rolle]

ForumspielerIn: Klopf, klopf!

Klientin: Sie macht nicht auf!

ForumspielerIn: Sie muss da sein! Klopf, klopf! [keine Reaktion] Klopf, klopf! [keine Reaktion, sie treten ein] Grüß Gott!

Sozialarbeiterin: Was ist denn das für eine Art? Haben Sie schon einmal auf die Uhr geschaut?

ForumspielerIn: Frau Kollegin!

Sozialarbeiterin: Nur wenn das grüne Licht leuchtet!

ForumspielerIn: Frau Kollegin! Kennen Sie mich nicht? Dr. Moser! [Lachen, Applaus]

Sozialarbeiterin: Dr. Moser, welcher Dr. Moser?

ForumspielerIn: Ihr Vorgesetzter, Dr. Moser! Mit dem Sie immer so gerne flirten! [Lachen]

Sozialarbeiterin: Ich habe schon genug mit Dr. Moser zu tun gehabt, der sind Sie nicht.

ForumspielerIn: Wir führen eine Revision durch um zu sehen, wie Kundengespräche geführt werden. Das sind Überraschungstermine. Ich nehme mir einmal Zeit, um bei Ihnen dabei zu sein, ich habe schon einiges gehört, aber ich bekomme die Arbeit ja nur aus den Erzählungen mit, jetzt schauen wir einmal, dass wir direkt dabei sind.

Sozialarbeiterin: Können Sie mir bitte einen Ausweis zeigen?

ForumspielerIn: Ja freilich. Aber Sie flirten ja mit mir! [Zu Heidegger-Tölderer gewendet:] Wie lange geht das?

Heidegger-Tölderer: So lange Sie wollen.

ForumspielerIn: [Zur Sozialarbeiterin gewendet] Also verhalten Sie sich so wie üblich.

Sozialarbeiterin: Ja, Frau Winkler, wir haben ja schon öfters miteinander telefoniert. Sie sind wieder nicht zum Termin erschienen. [Wendet sich an ForumspielerIn] Bitte schauen Sie sich das

an: Sie erscheint nie zu den Terminen. Also wie soll ich denn... Sie müssen das doch am besten wissen, dass wir dann kein Geld auszahlen können.

Klientin: Mein Sohn war krank, deshalb habe ich den Termin nicht wahrnehmen können.

Sozialarbeiterin: Ihr Sohn ist immer krank. Sie haben ja tausend Ausreden.

Klientin: Ein Kind kann aber krank werden.

Sozialarbeiterin: Das können Sie mir nicht erzählen. Wir leben in einer Wohlstandsgesellschaft.

[Lachen]

ForumspielerIn: [Zur Sozialarbeiterin gewendet] Tun Sie, als ob ich nicht da wäre.

Sozialarbeiterin: Frau Winkler, ich weiß auch nicht mehr weiter. Ich habe Ihnen schon tausendmal Sachen zugeschickt, haben Sie sich das einmal durchgeschaut?

Klientin: Das ist alles auswärts. Das kann ich nicht annehmen!

Sozialarbeiterin: Es gibt genügend öffentliche Verkehrsmittel, wo Sie überhaupt kein Problem haben, in den Zug einzusteigen, nach St. Veit, Wolfsberg oder was auch immer zu fahren, das Kind mitzunehmen, ...

Klientin: Ich kann das Kind nicht zum Arbeiten mitnehmen, das geht nicht!

Sozialarbeiterin: Dann hätten Sie eben kein Kind bekommen!

ForumspielerIn: [Zur Klientin gewendet] Bitte warten Sie draußen!

Sozialarbeiterin: Bitte schauen Sie sich diese Frau an! Die hat überhaupt kein...

ForumspielerIn: Frau Kollegin! Was haben Sie am letzten Seminar gelernt? Wie rede ich respektvoll mit unseren Kunden, Kunden!

Sozialarbeiterin: Was ist das für ein Respekt, wenn sie nie zu unseren Terminen kommt? Sie wissen ja selbst...

ForumspielerIn: Schauen Sie einmal, wie Sie mit mir reden! [Lachen, Applaus]

Reflexion mit dem Forum

Heidegger-Tölderer: Danke! War das hilfreich für die Klientin des Arbeitsamtes? Das kann man noch nicht genau sagen, oder?

Die Frage ist, ob das realistisch ist. Kann das oft vorkommen, dass die Klientin diese Betreuung bekommt, wie es in diesem Fall war?

Publikum: Oft nicht, aber es kann passieren.

Heidegger-Tölderer: Es kann passieren, es wäre eine Möglichkeit, dass man sich eine solche Hilfe holt. Hätte jemand noch eine andere Idee, wie man eingreifen könnte, wie man sich anders verhalten könnte?

Publikum: Diese Person [SozialarbeiterIn] auszuwechseln!

Heidegger-Tölderer: Aber das ist auch nicht sehr realistisch! Boal sagt, das sei „magic!“

Publikum: Aber ideal wäre es.

Heidegger-Tölderer: Probieren wir es doch, wie es im Leben öfters vorkommt, ein anderes Verhalten an den Tag zu legen, das vielleicht hilfreich ist, damit die Szene idealer ausgeht. Wir spielen es noch einmal an oder hat schon jemand eine Idee, ab welchem Zeitpunkt wir anfangen sollen. [Pause] Das heißt, Sie sind einverstanden, so wie es jetzt ist? Heißt das Schweigen, dass man einverstanden ist?

ForumspielerIn: Ich habe das Gefühl, dass es nie zu einem besseren Ende kommen wird, egal, wie ich auf diese Frau reagiere.

Heidegger-Tölderer: Probieren wir es einmal?

ForumspielerIn: OK! [übernimmt die Rolle der KlientIn]

[Es folgt eine weitere Variante des Theaterstückes]

Konzept Schulsozialarbeit

1. Ausgangslage

Wir leben in einer individualisierten Gesellschaft, die einen starken, schnellen und teilweise beängstigenden Wandel erlebt. Damit verbunden ist die Auflösung vieler Werte und Verhaltensregeln, die bis vor kurzem unantastbar schienen. In der Folge hat eine zunehmende Zahl von Kindern und Jugendlichen immer mehr Schwierigkeiten, zu einer starken sozialen Persönlichkeit mit eigenständiger, stabiler Identität heranzuwachsen.

Auch in Kärntner Schulen ist die Zunahme der sozialen und psychischen Probleme von SchülerInnen auffallend. Immer häufiger müssen sich Lehrkräfte und Schulleitung mit verhalten-sauffälligen SchülerInnen und ihren überforderten Eltern beschäftigen. Diese sozialisationsbedingten Defizite gefährden das gesamte soziale Umfeld und somit auch das Lernklima und die Qualität des Unterrichts.

Die Schule hat zwar die Persönlichkeitsentwicklung der SchülerInnen im Auge zu behalten, die Vermittlung von Wissen steht jedoch nach wie vor im Zentrum ihrer Tätigkeit. Da Eltern in zunehmendem Maße in der Erziehung der Kinder stark gefordert sind und auch sonst nicht genügend Beratungs- und Betreuungsangebote für Kinder und Jugendliche bestehen, klafft zwischen der Schule und dem gesetzlichen Kinderschutz der Jugendwohlfahrtsbehörde eine viel zu große Lücke. Diese Lücke soll durch die Schulsozialarbeit – zumindest ansatzweise – geschlossen werden.

Schulsozialarbeit existiert in anderen europäischen Ländern seit über 30 Jahren. Sie hat sich als eine besonders intensive und wirksame Form der Kooperation von Jugendhilfe und Schule in der Praxis bewährt und ist von zentraler Bedeutung bei der Weiterentwicklung des Bildungswesens zu einem Gesamtsystem von Bildung, Erziehung und Betreuung. Für benachteiligte Kinder und Jugendliche, die an den Anforderungen der Schule scheitern oder zu scheitern drohen, sind die Angebote der Schulsozialarbeit entscheidende Hilfestellungen. Darüber hinaus gilt unter den derzeitigen Bedingungen der Arbeits- und Lebens-

welt, dass viele junge Menschen im Übergang von der Schule in den Beruf auf professionelle Unterstützung angewiesen sind

2. Definition der Schulsozialarbeit

Schulsozialarbeit ist ein Oberbegriff, der alles einschließt, was hilft, Konflikte und Probleme von SchülerInnen, Lehrkräften, Eltern und weiteren Personen aus dem Umfeld der Schule mit Methoden der Sozialarbeit (Einzelfallhilfe, Beratung, Vernetzung, sozialpädagogische Gruppenarbeit, Krisenintervention...) abzubauen.

Durch das Verbessern der sozialen und psychischen Situation der betroffenen Personengruppen (und die damit verbundene Entlastung der Lehrkräfte) hilft die Schulsozialarbeit mit, die Schulqualität zu steigern.

Zudem wirkt die Schulsozialarbeit mit präventiven Maßnahmen und der Förderung von positiven Gemeinschaftserlebnissen konstruktiv auf das allgemeine Klima an der Schule ein.

3. Leitgedanken

Schulsozialarbeit ...

- ist in erster Linie eine neutrale Anlaufstelle für alle Personen aus dem Umfeld Schule, zum Beispiel SchülerInnen, LehrerInnen, Eltern / Erziehungsberechtigte, Behörden, SchulärztIn etc;
- ist ein Angebot des „Institut für Sozialarbeit“. Die SozialarbeiterIn ist dieser Behörde gegenüber zur Loyalität verpflichtet. Innerhalb dieses Rahmens steht das Wohl der SchülerInnen klar im Zentrum der Bemühungen;
- ist ein niederschwelliges Angebot;
- setzt möglichst früh an, bevor eine Überweisung an eine externe Stelle (z.B. schulpsychologischer Dienst, Jugendwohlfahrt) nötig wird. Schulsozialarbeit wirkt vermittelnd und lösungsorientiert. Sie verfügt über keinerlei Weisungs- oder Sanktionsbefugnis;
- stellt keinerlei Ersatz sondern eine Ergänzung zu bestehenden schulinternen Strukturen dar;

- bringt jugendhilfespezifische Ziele, Tätigkeitsformen, Methoden und Herangehensweisen in die Schule ein, die die LehrerInnen in ihrem beruflichen Auftrag unterstützen. Für Kinder, Jugendliche und ihre Eltern öffnet die Schulsozialarbeit Zugänge zum Leistungsangebot der Jugendwohlfahrt und erweitert deren präventive und integrative Handlungsmöglichkeiten;
- ist ein professionelles, sozialpädagogisches Angebot, das eigenständig und dauerhaft im Schulalltag verankert ist. Sie kann nur erfolgreich sein, wenn sie gleichberechtigter Partner der Schule ist.

4. Zielsetzung

Schulsozialarbeit...

- versteht sich als umfassendes Angebot und versucht die Interessen aller Beteiligten zu berücksichtigen. Die Sozialarbeit erfüllt in enger Zusammenarbeit mit den Lehrpersonen, der Schulleitung, der Schulärzte, der Referate für Jugend und Familie fachlich kompetente Beratungs- und Betreuungsaufgaben. Sie trägt zur Verbesserung der schulischen und sozialen Rahmenbedingungen der SchülerInnen, Eltern und Lehrpersonen bei;
- soll junge Menschen, Kinder, Jugendliche (SchülerInnen) befähigen, sich vor gefährdenden Einflüssen zu schützen und sie zur Kritikfähigkeit, Entscheidungsfähigkeit und Eigenverantwortung sowie zur Verantwortung gegenüber ihren Mitmenschen führen. Im Sinne der Beratung in Erziehungsfragen tragen SchulsozialarbeiterInnen so zur allgemeinen Förderung der Erziehung in Familien bei;
- vermittelt zwischen Konfliktfällen, sozialen Problemen und Spannungen, denen Kinder und Jugendliche ausgesetzt sind, die das Schulklima belasten und die der Schule die Erfüllung ihres Auftrages erschweren.

5. Organisatorische Struktur

Die Schulsozialarbeit untersteht direkt dem „Institut für Sozialarbeit“, vertreten durch ein Mitglied des Vorstands. Die Schulsozialarbeit ist eine neutrale Anlaufstelle und Partner der Schulleitung und des Lehrkörpers.

Geplant ist, als Pilotprojekt Schulsozialarbeit an drei Standorten in Kärnten einzuführen, wobei jeweils zwei SozialarbeiterInnen im Team an einem Standort zusammenarbeiten. Die drei Teams sind miteinander vernetzt und treffen sich regelmäßig zu Intervention/ Teamsitzungen sowie zu monatlicher Supervision.

6. Aufgabengebiet/ Stellenbeschreibung

6.1. Präsenz

Viele Kontakte finden informell statt. Deshalb ist eine regelmäßige Präsenz der SozialarbeiterIn an der Schule unerlässlich. Diese beinhaltet einerseits Bürozeiten, andererseits die Anwesenheit der SozialarbeiterIn auf dem Schulareal, insbesondere dem Pausenplatz, sowie im LehrerInnenzimmer (Konferenzen). Ebenso wichtig ist die Teilnahme der SozialarbeiterIn an gemeinsamen Anlässen und Aktivitäten.

Während der Bürozeiten ist keine Anmeldung nötig. Sollte die SozialarbeiterIn gerade besetzt sein, wird vor Ort ein Termin vereinbart. SchülerInnen dürfen die SozialarbeiterIn während der Schulzeit aufsuchen, das Fehlen im Unterricht gilt nicht als Absenz. Die SozialarbeiterIn bestätigt gegenüber der LehrerIn, dass die betreffende SchülerIn tatsächlich bei ihm/ihr war. Zudem verfügt die Schulsozialarbeit über einen eigenen Telefonanschluss (mobil) mit Internetzugang sowie eine E-Mail-Adresse.

6.2. Beratung/Begleitung

Einzelgespräche:

Beratungen können von allen Personen aus dem Umfeld der Schule in Anspruch genommen werden. In der Regel finden die Gespräche aufgrund der Eigeninitiative der Rat suchenden Person, also freiwillig, statt.

In begründeten Fällen können Gespräche bei der Sozialarbei-

terIn von einer vorgesetzten Person oder Behörde angeordnet werden. Zudem hat die SozialarbeiterIn die Möglichkeit, Gespräche von sich aus einzuberufen, wenn die Sach-/Problemlage dies erfordert, sowohl in der Schule als auch in Form von Hausbesuchen. Je nach Problemlage und (bei freiwilligen Beratungen) in Absprache mit der Rat suchenden Person werden im Verlauf der Beratung weitere Personen/Fachstellen mit einbezogen.

Gespräche mit mehreren Beteiligten:

Diese ergeben sich meist im Laufe einer Beratung/Begleitung. Die SchulsozialarbeiterIn übernimmt in diesem Fall die Rolle der Leitung und Moderation sowie die Protokollführung. Insbesondere stellt die SozialarbeiterIn sicher, dass Vereinbarungen schriftlich festgehalten werden.

Gruppenberatungen:

- Projektarbeit mit Klassen zu sozialen Konflikten (z.B. Mobbing, Klassenklima, Erarbeitung von Konfliktlösungsstrategien etwa anhand sozial-/erlebnispädagogischer Projekte)
- Projekte im Bereich der Gesundheitsförderung und Suchtprävention
- Mitarbeit bei Elternabenden
- Gruppenarbeit mit SchülerInnen und LehrerInnen zu lebensweltorientierten Themen (z.B. Coaching)

Vermittlung/Zusammenarbeit:

Je nach Sach- bzw. Problemlage, d. h. wenn die Problemlage die Handlungsmöglichkeiten der Schulsozialarbeit übersteigt, vermittelt die SozialarbeiterIn die Rat suchende Person an eine zuständige externe Fachstelle bzw. -person.

6.3. Prävention

Um Benachteiligungen und Fehlentwicklungen von Kindern und Jugendlichen gegenzusteuern, ist auch Prävention notwendig. Dies geschieht unter anderem durch das Mitgestalten von Unterrichtsstunden in einzelnen Klassen zu relevanten Themen wie etwa Sucht, Gewalt, Sozialkompetenz, Sexualität/Aids, Rassismus, Konsum, Gesundheit, Finanzen/Schulden ...

Andererseits sollen für die Lehrkräfte Weiterbildungen zu Präventionsfragen organisiert werden.

Ergänzt werden die präventiven Bestrebungen durch das Organisieren von gesamtschulischen Veranstaltungen (z.B. Forum-Theater, Ausstellungen, Aktionstag etc.) – sofern dies gewünscht wird und im Rahmen der Ressourcen möglich ist.

6.4. Förderung des Schulklimas

Durch die Förderung oder Organisation von/die Mithilfe bei geselligen Anlässe für alle Personen aus dem Umfeld der Schule wird die Qualität des gegenseitigen Umgangs miteinander verbessert. Diese Anlässe (z.B. Schulfest, Tag der offenen Tür usw.) sind nicht problemorientiert, im Zentrum stehen vielmehr der gemeinsame Spaß und das respektvolle Miteinander.

Gegebenenfalls arbeitet die SozialarbeiterIn in schulinternen Gremien und Arbeitsgruppen mit (Gesundheitstag, Arbeitsgruppen, Projekte, Projekt-/Aktivwoche).

6.5. Vernetzung/Koordination

Um Überschneidungen zu vermeiden und Arbeitsabläufe zu erleichtern, arbeitet die SchulsozialarbeiterIn situationsbedingt mit folgenden Institutionen zusammen:

- Schulleitung
- Lehrkräfte
- Schulpsychologischer Dienst
- SchulärztInnen
- BerufsberaterIn
- Referate für Jugend und Familie
- Sozialämter
- Suchtpräventions- und Suchtberatungsstelle
- Kinder- und Jugendanwaltschaft
- Familienberatungsstellen, andere Fachstellen

6.6. Schweigepflicht

Grundsätzlich unterliegt die SozialarbeiterIn der Schweigepflicht. Dennoch besteht intern in gewissen Fällen eine Informationspflicht gegenüber LehrerInnen, der Schulleitung und/oder dem Vorstand.

Schweigepflicht:

Wer von sich aus die SozialarbeiterIn aufsucht, hat Anrecht auf Verschwiegenheit der SozialarbeiterIn. Die SozialarbeiterIn darf also keine Informationen weitergeben, ohne dies im Vorfeld mit der Rat suchenden Person abgesprochen zu haben. Insbesondere für SchülerInnen und Eltern kann dies in einer ersten Phase sehr wichtig sein. Die SozialarbeiterIn strebt eine möglichst weitgehende Offenheit und Bereitschaft zur Auseinandersetzung an, kann diese jedoch nicht erzwingen.

Ausnahme:

Die Schweigepflicht wird aufgehoben, wenn eine Person akut selbst- oder fremdgefährdend ist oder das Kindeswohl gefährdet ist. Dann ist die SozialarbeiterIn verpflichtet, die nötigen Maßnahmen einzuleiten.

7. Räumlichkeiten

Der Schulsozialarbeit sollte im Schulgebäude ein eigenes Büro mit genügend Platz für Gesprächsführung zur Verfügung stehen.

8. Fachliche Begleitung

Die SchulsozialarbeiterIn erhält regelmäßig Supervision. Des Weiteren besucht er/sie periodisch Weiterbildungsveranstaltungen, die für das Arbeitsgebiet relevant sind. Auch ein regelmäßiger Austausch und nach Möglichkeit die Zusammenarbeit mit anderen Schulsozialarbeitsstellen wird angestrebt.

9. Evaluation

Die Arbeit und das vorliegende Konzept sollen regelmäßig überprüft und nötigenfalls den (veränderten) Gegebenheiten angepasst werden.

Literatur

- Barz, Rudolf: Möglichkeiten der Schulsozialarbeit im Bereich der Hauptschule, Dortmund 1981
- Brückner, Johannes: Das Niederösterreichische Schulwesen 1945-1990, St. Pölten 1991
- Drilling, Matthias (2001a): Schulsozialarbeit. Antworten auf veränderte Lebensbedingungen. Bern.
- Drilling M./Stäger C.: Schulsozialarbeit Rahmenkonzept für die Schulsozialarbeit an der Weiterbildungsschule Basel WBS 1, Basel 1999
- Frommann, Anne / Kehler, Hartmut / Liebau, Eckart: Erfahrungen mit Schulsozialarbeit. Möglichkeiten der Zusammenarbeit von Sozialpädagogik und Schule, München 1987
- Gierer, Gerda / Müller, Margot / Weissensteiner: Erweiterungskonzept für Schulsozialarbeit in NÖ/Rahmenkonzept, St. Pölten 2002
- Hurrelmann, Klaus: Beide Seiten profitieren. Vorteile bei der Kooperation von Jugendarbeit und Schule, in: Sozialmagazin 1/1996, S. 16-19
- Kooperationsverbund Schulsozialarbeit: Berufsbild und Anforderungsprofil der Schulsozialarbeit, Bonn, Februar 2006
- Verein für Kommunalwissenschaften: Lebenslagen von Kindern und Jugendlichen im Wandel. Neue Anforderungen an Jugendhilfe und Schule, Berlin 1996
- Vyslouzil, Monika / Weissensteiner, Markus: Schulsozialarbeit in Österreich – Projekte mit Zukunft. St. Pölten 2001;ÖGB-Verlag

Forderungen der SozialarbeiterInnen

AK 1: „...denn Rechte setzen sich nicht von selber durch!“

(AK-Leitung: DSA Mag. Dr. Monika Vyslouzil) [Verein für SACHwalterschaft & PATIENTENanwaltschaft]

Unsere Forderungen, die sich aus der Diskussion in Bezug auf die Selbstvertretung Betroffener ergeben haben: Es ist notwendig, die geeigneten Rahmenbedingungen zu schaffen, um eine Selbstvertretung Betroffener zu ermöglichen, weil Betroffene eben oft der Unterstützung bedürfen, aber trotzdem ExpertInnen für ihre eigenen Bedürfnisse sind und diese auch entsprechend gehört werden sollen.

Zur Frage der Kriterien für die Sachwalterschaft bzw. auch zu den Veränderungen, die es durch das neue Gesetz geben wird, sollten Schulungen von MitarbeiterInnen in den Sozial- und Gesundheitseinrichtungen durchgeführt werden, und zwar zu den Kriterien und Möglichkeiten der Sachwalterschaft, denn die Grenzen sind hier oft nicht so klar. Sachwalterschaft ist an sich eine Vertretung und kein betreuender Beruf. Hier gibt es oft Missverständnisse, die aufzuklären wären.

In Bezug auf die RichterInnen ist die Diskussion davon ausgegangen, wie kann man sich auch beschweren, was kann man tun, wenn man nicht zufrieden ist mit dem Verhalten, der Langsamkeit oder den Entscheidungen von RichterInnen. RichterInnen sind unabhängig, das ist auch gut so. Aber unsere Forderung wäre, dass es Kontakte zwischen dem OBDS und der Richtervereinigung geben soll. Richter haben immer wieder Fortbildungsangebote und dort sollten auch soziale Themen einfließen, damit das Verständnis und die Kooperation zwischen Sozialberufen und RichterInnen verbessert werden.

Wir sollen gemeinsam vorgehen und einander nicht gegenseitig den „schwarzen Peter“ zuschieben. Die Forderung, die sich gegen den Zwang mangels Alternativen stellt, ist jene nach einem psychiatrischen Notfalldienst, und zwar bundesweit, zur Vermeidung von Zwangseinweisungen. In manchen Bundesländern gibt es den. Damit werden wirklich traumatisierende Erleb-

nisse bei psychisch Kranken hinten gehalten, weil es eine Alternative gibt, und das sollte es bundesweit geben.

AK 2: Fürsorge bis zur Entmündigung oder Freiheit bis zur Verwahrlosung?

(AK-Leitung: DSA Manfred Siebenhofer) [Psychiatrischer Not- und Krisendienst]

1. *Flächendeckende mobile psychiatrische Not- und Krisendienste*

mit einer 24-Stunden-Erreichbarkeit am Beispiel des Modelldienstes in Kärnten. Viele Krisen können vor Ort, in der unmittelbaren Arbeit mit Betroffenen und deren Umfeld (meist familiär) deeskaliert, begleitet und angemessenen ambulanten Beratungs- oder psychotherapeutischen Diensten zugeführt werden.

2. *Rechtliche Verankerung des tertiären Arbeitsmarktes.*

Die Bedeutung von Arbeit auch für chronisch psychisch kranke Menschen mit Pension und Ausgleichszulage wurde im AK wiederholt betont. Bislang fehlt es an sozialversicherungsrechtlichen Arbeitsmöglichkeiten für die genannte Gruppe bis zur Geringfügigkeitsgrenze, ohne Einschränkungen der Ausgleichszulage.

3. *Ausweitung der Personalressourcen für aufsuchende Dienste:*

Die TeilnehmerInnen kamen aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern. Die Klagen über Personalmängel und berufliche Überlastungen der SozialarbeiterInnen wurden am Nachmittag immer wieder artikuliert

Menschenwürde in der psychiatrischen Versorgung hängt eng mit Personalressourcen, Ausbildung und den damit verbundenen Qualitätsstandards zusammen. Dies wurde besonders auch von den anwesenden Betroffenen eingebracht. Aus der Sicht von Betroffenen ist die Qualität dann gut,

- wenn der Zugang zu Hilfestellungen nicht begrenzt ist,
- wenn sie mit Respekt behandelt werden,
- wenn sie unvoreingenommene, belegbare und verständliche Aufklärung über die in ihrem Fall angebrachten Hilfestellungsmöglichkeiten erhalten,

- wenn Mitsprache und Wahlmöglichkeiten in die Hilfestellungen eingeräumt sind,
- wenn die Hilfestellungen fachgerecht erfolgen, wodurch möglicher Schaden vermieden und der maximale Nutzen gefördert wird,
- wenn Informationen über sie und ihre Erkrankung vertraulich behandelt werden,
- wenn sie sich die Kosten der Hilfestellung leisten können, ohne andere Bedürfnisse wesentlich einschränken zu müssen und
- wenn die Menschenrechte über die Hilfestellungsdauer hinweg gewährleistet sind.

AK 3: Gutes Leben ist würdiges Leben im Alter. Nur: Was ist gutes Leben?

(AK-Leitung: Dr. Werner Vogt) [Pflegeombudsmann, Wien]:

Zu den Forderungen gehört, dass die sozialstaatliche Pflegeversicherung für alle garantiert werden muss. Das Prinzip, 80% Selbstbehalt und das, was man nicht zahlen kann, wird von der Sozialhilfe abgedeckt, muss verschwinden, weil es entwürdigend, altenfeindlich und ungerecht ist. Wir wollen eine sozialstaatliche Sicherung aus dem Steuertopf.

Zweitens fordern wir den Ausbau der ambulanten Pflege, damit ist auch gemeint, dass die Großeinrichtungen des stationären Bereichs verschwinden müssen. Viel Phantasie sollte in individuelle Lösungen gesteckt werden. Zentrale Regelungen sollten überall dort geschehen, wo Standards für die Altenpflege gemacht werden. Es sollen nicht neun verschiedene Standards gelten, neun verschiedene Lösungen. Es war sehr eindrucksvoll, als im Arbeitskreis berichtet wurde, wie es im jeweiligen Bundesland zugeht, weil es in jedem Bundesland anders ist. Man sollte sich hier zu zentralen Leitlinien durchringen.

Die dritte Forderung war die nach einem Aufbau und Ausbau von Sozialarbeit im Krankenhaus, in Heimen und in der ambulanten Betreuung. Was wäre hier als Sozialarbeit denkbar? Das ist in erster Linie die Verbindungsarbeit, die Schnittstellenproblematik. Wichtig wären auch die Angehörigenarbeit und der Be-

ginn des Ausbaus von psychosozialer Betreuung, die ja so gut wie gänzlich fehlt. SozialarbeiterInnen könnten einen ganz wichtigen Faktor darstellen bei der Entfernung der Medikalisierung des Alters, aber auch der Pflegeinvasion des Alters. Es wäre wichtig, dass sich das Alter wieder zurückkämpft und es der Medizin und der Pflege abstreitig macht. Denn das Alter sofort nur denkbar ist als Pflegesituation mit professionellen PflegerInnen, dem wollen wir entgegenwirken.

AK 4: Den Armutskreislauf durchbrechen, um in Würde leben zu können!

(AK-Leitung: Mag. Robert Hartmann) [Volkshilfe Österreich]

Forderung 1:

Wir wollen beste Rahmenbedingungen für die Gründung einer „Familie“. Die Familie steht deshalb unter Anführungszeichen, weil wir nicht nur die klassische Vater-Mutter-Kind-Konstellation meinen, sondern jedwede Konstellation, die man sich visionär vorstellen und wünschen kann. Gewährleistung einer Unterstützung bei der Kinderbetreuung durch wirtschaftliche Absicherung von Frauen und Männern durch die Schaffung von Rahmenbedingungen, die den Bezug zur Arbeit und die Erhaltung des gewohnten Lebensstandards ermöglicht, wozu auch die Bildung gehört.

Forderung 2:

Ein bedingungsloses Grundeinkommen für alle ist ein Menschenrecht. Dieses Modell solidarisiert die Gesellschaft und entkoppelt die Existenzsicherung von der Erwerbstätigkeit.

Forderung 3:

Sozialarbeit auf Krankenschein. Beratung, Begleitung und Unterstützung durch Sozialarbeit als autonomes, rechtlich abgesichertes und staatlich finanziertes Angebot im Gesundheitswesen.

AK 5: Die Würde der KlientInnen und fachliche Standards in der Sozialarbeit: gestern – heute – morgen.

(AK-Leitung: Mag. Josef Bakic, Dipl.-Soz.-Wiss. Marc Diebäcker, DSA Mag Elisabeth Hammer) [fh-campus wien, Kompetenzzentrum für Soziale Arbeit]

Unsere Forderungen wenden sich an den OBDS, an die Politik, an soziale Institutionen, an AusbildungsträgerInnen und an SozialarbeiterInnen selbst.

Einige der 43 Forderungen möchte ich herausgreifen:

An den OBDS

Die Standesvertretung gehört professionalisiert und finanziert durch Zwangsmitgliedschaft.

Sozialarbeit muss soziale Problemlagen erkennen und entsprechende Ressourcen im Rahmen einer präventiven Gesellschaftspolitik einfordern.

Wir fordern die Erstellung eines Positionspapiers: „Was macht das „Professionelle“ sowie fachlich Übergreifende der Sozialarbeit aus?“

Wir fordern eine systematisch-historische Aufarbeitung der Entwicklung der Sozialarbeit als Beruf in Österreich

An die Politik

Wir fordern einen politischen Willen für gute Sozialarbeit sowie ausreichende Finanzierung dafür. Die Finanzierung darf sich nicht auf einen Minderstandard beschränken. KlientInnen dürfen nicht in „gute“ bzw. „aussichtslose“ „Fälle“ selektiert werden.

Wir fordern mehr Ressourcen für ein bedarfsgerechtes Angebot, damit KlientInnen nicht im Kreis geschickt werden und wieder auf Unterstützungsleistungen zugreifen können.

Wir fordern Ressourcen für nachgehende Sozialarbeit – dort, wo nötig (à Wieder raus aus den Beratungsstellen – hin zu den Menschen!).

Wir fordern eine sozialarbeiterische Angebotsplanung mit sozialarbeiterischen ExpertInnen.

Wir fordern einen Rechtsanspruch auf materielle Grundsicherung – österreichweit einheitlich!

An Institutionen

Wir fordern, dass Institutionen dafür sorgen, dass sie ein klares Angebots- und Aufgabenprofil ausweisen können; das sie den KlientInnen transparent vermitteln.

Wir fordern KlientInnenorientierung vor der Einrichtungsorientierung bzw. Selbstprofilierung.

Wir fordern, dass soziale Institutionen politisch arbeiten und wirken.

Wir fordern eine Beschränkung auf jene Dokumentationen, die den fachlichen Anforderungen entsprechen.

Wir fordern Zeit und Raum für Öffentlichkeitsarbeit, auch um ein positives Bild der Sozialarbeit zu zeichnen sowie Zielgruppen über Angebote zu informieren.

Wir fordern mehr Zeit und Raum für reflexive Professionalität: Mehr Teamarbeit, Vernetzung, Fortbildung, Supervision mit dem Ziel, gegen die Vereinzelung der SozialarbeiterInnen in der Institution zu arbeiten.

Wir fordern ein besseres Bewusstsein zum Thema: Schlechte Sozialarbeit führt zur Verelendung.

An Ausbildungsinstitutionen

Wir fordern eine eigene Geschichtsforschung zur Berufsgeschichte

An die SozialarbeiterInnen selbst

Wir fordern mehr Aktion statt Reaktion und Verwaltung von Problemlagen.

Wir fordern mehr Bewusstsein für Datenschutz sowie die Sicherung der Wahrung der Anonymität im Sinne des KlientInnenschutzes.

Es gibt noch weitere Forderungen, insgesamt 43, die auf www.menschenwuerde.at einzusehen sind.

AK 7 Achtung! Kinder haben Recht(e)!

(AK-Leitung: Mag. Barbara Erblehner-Swann, DSA Cornelia Grünwald) [Kinder- und Jugendanwaltschaft Salzburg]

Zentrale Forderungen aus unserem Arbeitskreis:

1. Ausreichende personelle und finanzielle Ressourcen, vor allem auch für die präventive Arbeit.
2. Eine flächendeckende Einrichtung des Kinderbeistandes. Kinderbeistand heißt, eine Begleitung von Kindern und Jugendlichen bei strittigen Trennungen, Scheidungen der Eltern. Derzeit gibt es in Österreich ein Pilotprojekt, das an vier Bezirksgerichten läuft und es wäre wünschenswert, dass dieses Projekt dauerhaft geführt wird und diese Möglichkeit einer Kinderbegleitung allen Kindern zur Verfügung steht, die in dieser Situation sind.
3. Die Vernetzung zwischen den Regionen.
4. Eine eigene Tagung zum Thema Kindeswohl und Kindeswille. Eine solche Tagung ist bereits in Planung in Salzburg am 20. 4. 2007 im Brunauer Zentrum mit dem Thema „Wie viel Wille dient dem Wohl?“

Inwieweit wird im Hinblick auf das Recht auf Partizipation der Wille des Kindes bzw. des Jugendlichen im Bereich Fremdunterbringung berücksichtigt bzw. sollte berücksichtigt werden, oder stört diese Partizipation den Erziehungsauftrag.

Zum Abschluss meines Berichtes möchte ich noch folgenden Satz anbringen: Im Übrigen bin ich der Meinung, dass die Kinderrechtskonvention in die Bundesverfassung und in alle Landesverfassungen aufgenommen werden sollte. Danke an die Gruppe, die so aktiv mitgearbeitet hat.

AK 8: Kindeswohl und/oder Elternrechte.

(AK-Leitung: DSA Michaela Telesklav, Dr. Evelyn Simonitsch-Kanduth) [Amt für Jugend und Familie bzw. Neuropsychiatrie des Kindes- und Jugendalters]

Erstens: Die Erarbeitung von verbindlichen und transparenten Standards mit unterschiedlichen Wünschen: z.B. Entscheidungs-

gen im Team zu treffen, umfassende Umfeldanalysen zu machen, Experten einbeziehen zu können, Schritt für Schritt vorgehen zu können, das Aufteilen bestimmter Aufgabenbereiche. Daraus ergibt sich die zweite Forderung:

Das Aufstocken der personellen Ressourcen, damit ein qualifiziertes Arbeiten möglich ist und als letztes oder eigentlich als erstes: Grundlage war von allen ArbeitskreisteilnehmerInnen getragen, dass eine wesentliche Notwendigkeit zur Sicherung des Kindeswohls die Grundsicherung der Familie darstellt.

AK 9: Suchtkrankheit und Schuld – eine hochexplosive Mischung

(AK-Leitung: DSA Ernst Nagelschmied) [Suchtberatung des Magistrats Klagenfurt]

Nikotin

- Raucherzonen in Lokalen
- Bewusstseinsbildung in der Bevölkerung
- Chips für Zigarettenautomaten – Jugendschutz
- € - Belohnung für Prävention
- Nichtraucher-Werbung -> Positive Inhalte
- Prominente Nichtraucher
- Filterung von Schadstoffen
- Pausen für Nicht-Raucher.

Illegale Süchte

- offene, unaufgeregte Diskussion über Drogen
- Forschung – mehr Geld (Entscheidungstheorie)
- Implementierung dieser Forschungsergebnisse
- Prävention – mehr Geld

Alkohol

- Prävention
- Ausgebildete Suchtpädagogen
- Stilvollen, genussvollen Umgang mit Alkohol fördern
- Preis um % erhöhen – Geld in Präventionsarbeit investieren
- 0,0⁰/₀₀ im Straßenverkehr

Spielsucht

- Öffentlichkeitsarbeit über Spielsucht
- Petition gegen Ende des Glückspielmonopols

Man sollte massiv gegen den Tod des Glückspielmonopols auftreten. Für jene Personen, die mit Spielsüchtigen arbeiten, ist dies eine sehr frustrierende Arbeit, eine äußerst schwierige Arbeit, und wenn jemand massiv durch die Spielsucht verschuldet ist, also 20, 30 Jahre seines Lebens blockiert ist, dass es in diesem Bereich die meisten Suizide gibt, dass es in diesem Bereich aber auch sehr viel Unwissenheit gibt.

Der Arbeitskreis war sehr aktiv und wir hätten sicher noch länger an diesem Thema arbeiten können. Zusammenfassend möchte ich noch sagen: Wenn die Wirtschaft getrennt vom Menschen agiert, dann wird auch die Wirtschaft einmal kollabieren.

AK 10: Theater schafft Forum. Forumtheater als Methode in der sozialpädagogischen Praxis.

(AK-Leitung: DSA Mag. Elisabeth Heidegger-Tölderer, Martina Rauter) [Neustart bzw. Mädchenzentrum]

Als Forderungen aus der gestrigen Arbeit lassen sich ableiten:

1. Zeit und Raum für den klientInnenorientierten Ansatz und die damit verbundenen finanziellen und personellen Ressourcen, sodass der Klient und die Klientin Subjekt der gemeinsamen Arbeit bleiben kann und nicht zum Objekt wird.
2. Flexibilität innerhalb der Strukturen und Institutionen der Sozialen Arbeit, sodass es überhaupt möglich wird, eine methodische Vielfalt anzubieten, wie es z.B. das Forumtheater ist.
3. Forumtheater schafft ein Sprachrohr. Als dritte Forderung lässt sich daher formulieren: Das Herstellen von Öffentlichkeit, damit KlientInnen der Sozialen Arbeit die erlebten Verletzungen ihrer Menschenwürde und ihre Probleme selbst öffentlich ansprechen und thematisieren können.

Augusto Boal, der Entwickler des Theaters der Unterdrückten, bezeichnet Paolo Freire als einen seiner geistigen Väter. Sein Theater der Unterdrückten beruht nicht nur dem Namen nach auf Freires

Konzept der Pädagogik der Unterdrückten. Deshalb möchte ich mit einem von Ernst Lange in der Einleitung zum Buch „Die Pädagogik der Unterdrückten“ beschriebenen Episode schließen:

Als Freire von Harvard zum ökumenischen Rat der Kirchen nach Genf kam, um die neu errichtete Abteilung für Bildungsfragen zu beraten, schrieb er ganz ohne Pathos, nur gleichsam als Vorwarnung: „Sie müssen wissen, dass ich mich entschieden habe. Meine Sache, das ist die Sache der Armen auf dieser Erde. Sie müssen wissen, dass ich mich für die Revolution entschieden habe.“

AK 11: Menschenwürde heißt auch: sozialkonstruktiver Umgang mit Kriminalität.

(AK-Leitung: DSA Cordula Pötscher) [Neustart Österreich]

Eine Forderung betrifft das Aufzeigen und das Umsetzen von Alternativen zur Verurteilung und Haft. Es müsste noch mehr in die Öffentlichkeit gelangen, dass es sehr wohl Alternativen gibt und dass es bereits Erfahrungen aus anderen Ländern damit gibt. Man könnte auch sehr viel Geld einsparen, wenn man nicht nur Hafttage zählt. Die Menschenwürde des Täters und die Interessen des Opfers sind in Einklang zu bringen. Es wäre wichtig, ein Gleichgewicht herzustellen und jedem einzelnen die passende Begleitung und Betreuung zukommen zu lassen. Es ist wichtig, nicht nur den Rachegeanken in den Vordergrund zu stellen, sondern zu fragen, was hinter der Straftat steckt. Wichtig ist dies auch deshalb, damit Täter und Opfer aus der Stigmatisierung herauskommen. Beide sind nämlich in ein Eck gedrängt, wenn sie nur mehr Opfer oder nur mehr Täter sein können. Die Bedeutung von Täterhilfe und Opferhilfe anzuerkennen und zu fördern war im Austausch in der Gruppe dann ein wichtiges Thema. Es wird derzeit so wahrgenommen, dass die Opferhilfe in der Öffentlichkeit sehr viel zählt und die Täterhilfe nicht so viel zählt. Das ist aber eine gefährliche Entwicklung, beide gehören unterstützt. Die Tat des Täters darf nicht bagatellisiert werden, die Tat muss verurteilt werden, aber der Mensch, der Täter braucht auch Begleitung, genauso wie das Opfer. Die spezifischen Einrichtungen sollten genau hinschauen, dass sie nicht andere ausgrenzen, z. B. die Opferhilfe die Täterhilfe und um-

gekehrt. Es muss ein Miteinander möglich sein, damit das auch vorgelebt wird. Notwendig ist es immer, die Hintergründe, die zur Straftat geführt haben, zu beachten.

Etwas zu kurz gekommen ist die Diskussion im Zusammenhang mit Kriminalität, Straffälligkeit und Armut. Aber ich glaube, dass diese Diskussion uns im Alltag immer wieder begleitet und wir in diese Diskussion immer wieder einsteigen werden. Wir sind überzeugt, dass eine gute Sozialpolitik die beste Kriminalpolitik ist.

AK 12 Die Würde der KlientInnen im Umgang mit der Exekutive.

(AK-Leitung: Prof.(FH) DSA Dr. Karl Dvorak) [Leiter des FH-Studiengangs Sozialarbeit St. Pölten]

1. Menschenrechtskonformer Umgang der Exekutive
 - a. Eine Basisschulung der Exekutive in psychosozialen Arbeitsfeldern und Problemfeldern.
 - b. Die Untersuchung von polizeilichem Fehlverhalten durch wirklich unabhängige Kommissionen und nicht durch die Polizei selbst.
 - c. Die Aufhebung der Anonymität der PolizeibeamtInnen durch Namensschilder und Ausweispflicht, denn gerade die Aufhebung der Anonymität würde unserer Meinung nach Menschenrechtsverletzungen reduzieren.

2. Änderung des Fremdenpolizeigesetzes
 - a. Schubhaft ist der gravierendste Eingriff in die Menschenrechte und die rechtliche Erlaubtheit von Schubhaft sollte nur kurz vor der tatsächlichen Ab- oder Rückschiebung ermöglicht sein, d.h. nicht 10 Monate, wie es jetzt im neuen Fremdenpolizeigesetz steht, sondern wirklich nur auf die kürzeste Zeit und wenn kein anderes Mittel vorhanden ist, kurz vor der tatsächlichen Abschiebung.
 - b. Ein ganz wichtiger Bereich ist der Rechtsschutz im Bereich der Schubhaft. Hier soll Verfahrenshilfe verpflichtend eingerichtet werden. D.h. die Festgenommenen sollen die Möglichkeit haben, auch Verfahrenshilfeanwälte

zu bekommen, wie es auch ist, wenn jemand in Untersuchungshaft kommt.

- a. Der dritte Bereich ist jener der Minderjährigkeit. Nur in strittigen Fällen sollen derartige Feststellungen von Minderjährigkeit oder Nicht-Minderjährigkeit erfolgen und hier sollen unabhängige GutachterInnen als ExpertInnen herangezogen werden. Wir halten auch hier den Jugendwohlfahrtsträger nicht für einen unabhängigen Gutachter, denn der ist auch betroffen, unter Umständen auch bei Minderjährigkeit die Kosten für die Unterbringung tragen zu müssen. Daher ist das ein gewisses Problem.
3. Die aktive Gestaltung der Rolle von SozialarbeiterInnen
 - a. Sozialarbeit ist aufgefordert, Kommunikation mit der Sicherheitsexekutive herzustellen
 - b. Fachlich adäquates und aktives Einschreiten der Sozialarbeit bei Menschenrechtsverletzungen wird gefordert
 - c. Die Verankerung der aktiven Rolle der Sozialarbeit als Menschenrechtsschutzprofession in einem künftigen Berufsgesetz

AK 13: Ausgegrenzten Menschen Würde zumuten

(AK-Leitung: Sr. Mag. Maria-Andreas Weissbacher) [Missionschwester]

Wie in der Ankündigung schon aufgeschienen ist, haben wir uns in unserem Arbeitskreis auch auf die internationale Ebene verlegt.

Wir haben zuerst den Begriff Würde hinterfragt und gemeint, Würde umfasst Bejahung und Würdigung, jeweils von innen, vom Selbstwert her, aber auch zugestanden von der Umgebung. Dazu gehört auch noch die Kraft zum Anderssein.

Begründung für diese unantastbare Würde jedes Menschen liegt in der Anthropologie oder man kann sie auch aus der Religion ersehen. Erst die Erfahrung eigener Würde und Würdigung von außen macht fähig, anderen Menschen Würde zuzumuten. Dazu braucht es Mut, und das wäre unsere Aufgabe.

Ich hatte angekündigt, dass wir ein Aidsprojekt unserer Mit-

schwwestern in Südafrika vorstellen würden und nachdem die Schwester Silke Mallmann vor einem Monat zurückgekommen ist aus diesem Projekt, hat sie dies selber vorgestellt. Es handelt sich um ein Projekt mit internationaler Finanzierung, ein Hauskrankenpflegeprojekt für AidspatientInnen und Aidswaisen. Die Vorstellung war sehr ausführlich, aber es ist doch für uns ein sehr fremder Background. Was in diesem Projekt sehr gut gelingt ist, dass die Umgebung eingebunden wird und dass wirklich nachhaltige Veränderung extrem schwieriger Verhältnisse möglich wird unter Einbindung der ganzen Verwandtschaft.

Am Nachmittag haben wir uns dann wieder auf Kärnten zurückbesonnen, das ja auch in der Frage der Ausländer eine bisschen andere Ordnung kennt. Es hat sich dann ergeben, dass wir uns dem Thema „Ausländer“, von der Gesellschaft Vernachlässigten bei uns und uns Randgruppen beschäftigt haben. Wir haben uns in Gruppen aufgeteilt und ich war dann sehr beeindruckt über die Kompetenz ...

Forderungen:

- Grundeinkommen
- Unabhängige FlüchtlingsberaterInnen
- Einheitliche Sozialhilfe
- Runder Tisch mit VertreterInnen der AsylwerberInnen und unabhängigen BeobachterInnen
- Medien besser für Bewusstseinsbildung nützen
- Bessere Aufklärung über Rechtsansprüche
- Bürokratie abbauen
- Mehr Personal
- Menschenwürde muss Schwerpunkt aller kulturellen Einrichtungen sein

AK 14: Die Würde der KlientInnen in der Ausbildung zur SozialarbeiterIn

(AK-Leitung: Prof. (FH) DSA Dr. Barbara Bittner) [Leiterin des FH-Studiengangs Sozialarbeit in Wien]

1. Erhöhung der Studienplätze für SozialarbeiterInnen
2. Flexibilität in der Ausbildungslänge für Berufstätige
3. Angleichung des Gehaltes an die höherwertige Ausbildung

Karlheinz Simonitsch

„Reichsausschusskind“

Objektgestaltung zum Thema „Schwarze Fürsorge“

206/60/60, Eisen, Glas-, Keramikelemente, Holzrelief, 2006¹

Objektbeschreibung

In streng-klassischer Linienführung erhebt sich ein ca. zwei Meter hoher **Turm** in Roststruktur, gleich einem rotbraunen „watchtower“ ehemaliger Konzentrationslager nationalsozialistischer Zeit. Diese durch vier Ecksäulen bestimmte „Außenform“ hält in ihrem Dahinrosten eine „Innenform“ gefangen. Die symbolische Aussage entspricht der Materialwahl: Das „Eherner“, also Eisen und Stahl, prägt die im Objekt angesprochene Zeit (1933 – 1945), wobei sowohl das Material als auch die damit verknüpfte Ideologie im Zeitengang unbrauchbarer Abfall der Geschichte wurden.

Hingegen nicht aus den Augen zu verlieren ist das zierliche, blanke eingeschlossene Innere. Ins Zentrum gerückt steht eine dreieckige stilisierte **Figur**. Auf deren silberfärbigem Corpus „ruht“ ein abgetrennter **Mädchen-Kopf** als Totenmaske einer anderen Welt entgegen.

Das Hinterhaupt ist, wie es unzählige dokumentierte „Eingriffe“ belegen (vergleich dazu: Spiegelgrund, Wien), geöffnet. Indiz für pseudowissenschaftliche Versuche am Menschen. Hier geschlossen durch reliefartige **Glasschichten**, die einen Einblick zugleich ermöglichen und auch behindern. Die über dem Kopf angebrachten **Wellenstrukturen** aus färbigem Glas zeigen, wohin die Lebens-Bahn führen könnte, wohin das Loslassen vom Irdischen zielt: Möglicherweise nach dem Durchschreiten einer kurzweiligen Dunkelheit hin zum hellen sphärischen Raum – letzter „Zufluchtsort“ auch für das tote Mädchen, für das „Reichsausschusskind“. Diesem Geheimnis nachspürend verwandeln

1 Die Abbildung des Objekts sehen Sie am Umschlag dieser Nummer.

sich die blauen und dunklen Wasserstrukturen in Wellen der Helligkeit.

Der in Holzrelief ausgeführte **Engel**, diese traditionelle Metapher für Schutzwesen, hier Symbol für die institutionalisierte Fürsorge (NSV), ist seitlich zwischen zwei Pfeiler der Außenform gespannt. Er ist Teil der (nationalsozialistischen) Außenform, dient der Ideologie: Mit geschlossenen Augen steht er starr in stoischer Abwehr abgekehrt vom toten Mädchen, „sieht“ nicht das mitverschuldete tragische Geschehen. In seinem Wegsehen verändert sich in der angegebenen Zeit von 1933-1945 seine ureigenste Struktur: Ein dunkles Glasband verändert und schnürt den Körper des „erblindeten“ Engel, während zuvor und danach sein Äußeres das Helle bestimmt.

Aussage

Das „Reichsausschusskind“ (er-)steht als Mahnmal für unzählige und ähnliche Schicksale. Das tote Mädchen ist StellvertreterIn der „Vielzuvielen“, die im Nationalsozialismus einer grausamen und unmenschlichen „Maschinerie“ hilflos ausgesetzt, ihres Lebens beraubt wurden. Dieses Kind „steht“ im Zentrum, ihm gilt die Aufmerksamkeit und Zuwendung. Sein (sinnloser) Tod führt zur (An-)Klage.

Die besondere und „dienende“ Position der Fürsorge zu dieser Zeit, die sich den Tätern und nicht den Opfern verpflichtet fühlt, bedarf einer entsprechenden Auseinandersetzung. Gegenwartsbewältigung setzt eine entsprechende Vergangenheitsbewältigung voraus.

Peter Gstettner

Es begann in den Köpfen und endete in Flammen

Ansprache zur Enthüllung des Denkmals für die Opfer der Fürsorge im Nationalsozialismus

24. Oktober 2006, Cap Wörth

Das Mahnmal, das Karlheinz Simonitsch für diese Internationale Tagung der SozialarbeiterInnen geschaffen hat, erzählt für mich die Geschichte von jungen, hoffnungsvollen Menschen, von Kindern und Jugendlichen, die ihr Leben nicht leben durften, deren Schicksal es war, als Juden, als Sinti oder Roma, als Behinderte geboren zu werden, deren Unglück es war, in einer Zeit der Intoleranz und des Rassenhasses aufzuwachsen und Opfer von Herrenmenschen zu werden, die einem tödlichen System von Wahnideen verfallen waren. Dieses System war für die Bevölkerungsmehrheit nicht pathologisch, nicht krankhaft, sondern durchaus „in Ordnung“, normal. Dass Juden, Sinti und Roma, Behinderte und chronisch Kranke keine Menschen waren, von der Gesellschaft isoliert und beseitigt gehörten, war zu dieser Zeit „normal“. Und die Mehrheit empfand das Vorgehen von Gestapo, SS und SA keineswegs als „intolerant“ sondern als gerechtfertigt.

Nur eine Minderheit dachte damals anders. Nur eine Minderheit dieser Minderheit hatte den Mut, nicht weg zu schauen, sondern den verfolgten Juden zu helfen, ihnen ein Versteck zu organisieren und sie dort zu beschützen.

Sie kennen alle das Tagebuch der Anne Frank. Die Geschichte der Anne Frank ist auch eine Geschichte der Hilfeleistung. Die Hilfe erfuhr die Familie Frank, als sie im Juli 1942 ihr Versteck im Hinterhaus an der „Prinsengracht“ bezog – ein halbes Jahr nachdem bei der sog. Wannsee-Konferenz in Berlin die totale Vernichtung des europäischen Judentums, die „Endlösung der Judenfrage“, beschlossen und organisiert wurde. Das Tagebuch erzählt die Geschichte von Anne Frank allerdings nicht zu Ende. Es ist

die Geschichte von einem Kind, von einem Mädchen aus einer deutsch-jüdischen Familie, das vom Lager Westerbork nach Auschwitz und von Auschwitz nach Bergen-Belsen deportiert wurde, wo Anne im März 1945, kurz vor der Befreiung, an Typhus zugrunde ging. Wenn Anne Frank die deutschen Konzentrationslager überlebt hätte, wäre sie heute 77 Jahre alt; wir können sie uns als rüstige, lebhafte und kinderliebende Oma gut vorstellen.

Die **Er mordung der Kinder** war selbstverständlicher Bestandteil der „Endlösung“. Darüber wurde in der Regel nicht extra gesprochen - ausgenommen der Reichsführer SS Heinrich Himmler. Er sprach vor seinen Offizieren im Oktober 1943 in Posen von der „Endlösung“: „Es trat an uns die Frage heran: Wie ist es mit den Frauen und Kindern? Ich habe mich entschlossen, auch hier eine ganz klare Lösung zu finden. (...) Ich hielt mich nämlich nicht für berechtigt, die Männer auszurotten – sprich also, umzubringen oder umbringen zu lassen – und die Rächer in Gestalt der Kinder (...) groß werden zu lassen. Es musste der schwere Entschluss gefasst werden, dieses Volk von der Erde verschwinden zu lassen.“¹

Ausdrücke wie „verschwinden lassen, umbringen, ausrotten“ sind ähnlich unpersönlich und anonym wie die Statistiken mit ihren unvorstellbar großen Zahlen. Dahinter stecken Millionen Einzelschicksale, Lebensgeschichten von Kindern und Jugendlichen, die unter der Nazi herrschaft in Ghettos, Gefängnissen, Arbeits- und Vernichtungslagern schmachteten, zu Tode gequält oder in den Gaskammern erstickt wurden oder die die besten Jahre ihres Lebens in einem Kloster, in einem Keller, auf einem Speicher oder in einer Erdhöhle versteckt lebten, in ständiger Todesangst, meist getrennt von ihren Eltern und Geschwistern, von ihren Freundinnen und Freunden – getrennt aus „Sicherheitsgründen“, denn jeder und alles konnte zur verräterischen Gefahr werden; jede Hilfeleistung, jeder Kurierdienst, aber auch der Besitz von Papier und Bleistift, der Besitz eines Radios, eines Buches oder eines Flugblattes.

1 Zit. nach Benz, W.: Geschichte des Dritten Reiches. München 2000, S. 217

Für die Bürokraten der Massenvernichtung waren die Kinder allenfalls ein zusätzliches Organisationsproblem, das es bei den Einzäunungen und Abriegelungen der Ghettos, bei den Deportationsmaßnahmen und beim Fassungsvermögen von Waggons und Zügen, Gaskammern und Verbrennungsöfen zu berücksichtigen galt. Wenn Kinder nicht Kinder gewesen wären, also kleine Störenfriede und Quälgeister, dann wären sie wahrscheinlich in den spärlichen zeitgenössischen Dokumenten nicht auffindbar. So aber gibt es sie, die feinen Beobachtungen, registriert von jenen wenigen Erwachsenen, die sich verantwortlich fühlten für die Kinder, die ihnen anvertraut waren, die sie zu schützen versuchten, was nur allzu oft vergeblich war.

Zum Beispiel *Annette Monod*, Fürsorgerin beim französischen Roten Kreuz; sie tat alles, um das Elend der Kinder im Auffanglager zu lindern. Ihre Erinnerungen an den Abtransport einer Gruppe kleiner Kinder aus dem Lager sind mehr als nur sensible Beobachtungen. Sie wusste, dass die Züge an der Bahnhofsrampe warteten und ahnte, dass an diesem frühen Septembermorgen im Jahre 1942 die Stunde der „Endlösung“ für „ihre“ Kinder gekommen war:

„Die kleinen Kinder schliefen noch halb, und es kostete einige Mühe, sie aus ihren Zimmern herunterzubringen. Die meisten von ihnen saßen nun am Boden neben ihren ärmlichen kleinen Bündeln. ... Die Polizisten versuchten es mit einem Appell, doch es war unmöglich ihn durchzuführen; Rosenthal, Biegelmann, Radecki ... niemand gab Antwort; die Familiennamen sagten den Kindern nichts. Sie begriffen nicht, was man von ihnen wollte; einige entfernten sich sogar kurzerhand von der Gruppe. Ein winzig kleiner Junge ging auf einen Polizisten zu und versuchte, mit der Signalpfeife zu spielen, die der Mann an einer Schur am Gürtel trug; ein kleines Mädchen sah Blumen, die an nahen Böschungen wuchsen, und ging hin, um sie zu pflücken und einen Strauß zu binden. Die Polizisten waren ratlos. Schließlich kam der Befehl, sich nicht weiter um die Feststellung der Namen zu kümmern und die Kinder zum Bahnhof zu führen. Hauptsache, das Kontingent war vollzählig.“

Oder der Arzt und Pädagoge *Janusz Korczak*; er widmete sein Leben den Waisenkindern, den ärmsten der armen Geschöpfe im

Warschauer Ghetto, und beendete seine aufopferungsvolle Tätigkeit im August 1942, in dem er sich freiwillig dem Transport „seiner“ jüdischen Kinder in das Vernichtungslager Treblinka anschloss, wo alle in der Gaskammer ermordet wurden.²

Aus den jüdischen Ghettos sind Tagebücher und Aufzeichnungen erhalten, in denen Erwachsene ihr eigenes Schicksal wie durch ein Brennglas schmerzhaft und genau am Elend der Kinder beobachteten. *Emanuel Ringelblum* zum Beispiel, dessen „Aufzeichnungen aus dem Warschauer Ghetto“ später, in Milchkannen versteckt und vergraben, gefunden wurden. Er notierte im Herbst 1941, was er von seinem Fenster im Warschauer Ghetto aus sah:

„Es gibt eine bestimmte Sorte von Bettlern, die nach neun Uhr abends zu betteln beginnen. Sie stellen sich mitten auf die Straße und winseln um Brot. Die meisten von ihnen sind Kinder. In der Stille der Nacht sind die Schreie der bettelnden Kinder durchdringend, und wie hartherzig man auch sein mag, schließlich muß man ihnen doch ein Stück Brot hinunterwerfen – oder aber das Haus verlassen. Diese Bettler scheren sich keinen Deut um die Ausgangssperre; man hört ihre Stimmen noch spät am Abend um elf oder sogar um zwölf Uhr nachts. Sie fürchten sich vor nichts und niemanden ... Es kommt häufig vor, daß solche Bettlerkinder in der Nacht auf dem Gehsteig sterben ... Vor der Muranowska Straße 24 ... lag die ganze Nacht über keuchend ein sechsjähriger Bettlerjunge, der zu schwach war, um an das Brotstück heranzukommen, das man ihm vom Balkon herabgeworfen hatte.“

Das Unheil begann in den Köpfen, mit der Ideologie von der biologischen Ungleichheit der Menschenrassen, mit der Überheblichkeit gegenüber den Schwachen, mit der Verächtlichmachung von Sprachen und Völkern, mit Schmähung von fremden Kulturen, mit Vorurteilen und Intoleranz gegenüber Minderheiten. Es endete dort, wo die Menschen ihre eigene Gattung nicht mehr erkannten und all jene vernichteten, die sie als „minderwertig“ und „lebensunwert“ einstufen. Die Kinder waren dabei die unschul-

2 Vgl. Janusz Korczak: Tagebuch aus dem Warschauer Ghetto 1942. Göttingen 1992

digsten und wehrlosesten unter den Opfern. Deshalb berühren uns diese Geschichten in besonderer Weise, treffen sie doch den sensibelsten und zugleich den brüchigsten Bereich unserer Zivilisation: das Verhältnis der Erwachsenen zu den Kindern.

Das NS-System pervertierte dieses Verhältnis so grundlegend, dass wir unsere Erwachsenenwelt mit ihren Werten insgesamt in Frage gestellt sehen. Alle Errungenschaften der Zivilisation, wie Menschenrechte, Bürgerrechte, Rechtsstaat, Fürsorgepflicht, all das war Schritt für Schritt beseitigt worden; vor aller Augen geschah etwas, das nicht mehr umzukehren war. In diesen tödlichen Strudel von Wahnideen wurden die Kinder hineingezogen und verschwanden spurlos. Kinder wurden Opfer von medizinischen Versuchen, Sterilisationsversuchen, Euthanasie; und schon zuvor von Diskriminierung und Ausgrenzung, Illegalität und Denunziation, Flucht und Ergreifung, Gefängnis und Folter, Ghetto und Deportation, Auffanglager und Durchgangslager und schließlich Vernichtungslager; Endstation, Ende der Humanität, Ende der bewohnbaren Welt. Die Menschheit versank in absoluter Dunkelheit - um bald darauf dies alles wieder zu vergessen. Elie Wiesel, Friedensnobelpreisträger, Überlebender von Auschwitz-Birkenau und Buchenwald, schrieb seine Erinnerungen an diese Schreckenszeit als Gelöbnis und verzweifelt Gebet nieder. Sein Gelöbnis des „niemals vergessen“ ist ein Mahnmal, das immer neben diesem Denkmal stehen soll:

„Nie werde ich diese Nacht vergessen, die erste Nacht im Lager, die aus meinem Leben eine siebenmal verriegelte lange Nacht gemacht hat. / Nie werde ich diesen Rauch vergessen. / Nie werde ich die kleinen Gesichter der Kinder vergessen, deren Körper vor meinen Augen als Spiralen zum blauen Himmel aufstiegen. / Nie werde ich die Flammen vergessen, die meinen Glauben für immer verzehrten. / Nie werde ich das nächtliche Schweigen vergessen, das mich in alle Ewigkeit um die Lust am Leben gebracht hat. / Nie werde ich die Augenblicke vergessen, die meinen Gott und meine Seele mordeten, und meine Träume, die das Antlitz der Wüste annahmen. / Nie werde ich das vergessen, und wenn ich dazu verurteilt wäre, so lange wie Gott zu leben. Nie.“³

3 Wiesel, E.: Die Nacht zu begraben, Elischa. Frankfurt/M. 1996, S. 56

Am Schluss soll ein Zitat stehen, das auch uns, hier und heute, eine Aufgabe stellt. Es ist von Otto Frank, dem Vater von Anne Frank, der als Einziger der Familie Frank den Holocaust überlebt hat; Otto Frank starb 1980; zehn Jahre vor seinem Tod (1970) sagte er sinngemäß:

Was geschehen ist, können wir nicht mehr ändern. Das Einzige, was wir tun können, ist, uns zu erinnern, was geschehen ist, und aus der Vergangenheit zu lernen und uns vor Augen zu führen, was es bedeutet, wenn unschuldige Menschen diskriminiert und verfolgt werden.⁴

4 Homepage „Anne Frank Stichting“ / Anne-Frank-Haus Amsterdam;
[http:// www.annefrank.nl](http://www.annefrank.nl)

AutorInnen

Peter Gstettner, Dr., Univ.Prof. für Allgemeine Erziehungswissenschaften und Bildungsforschung an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt

Gernot Haupt, Dr.phil, Dr.theol., MAS, Lehrer für Deutsch und kath. Religion an der HAK Klagenfurt

Elisabeth Heidegger-Tölderer, DAS Mag. Diplomsozialarbeiterin, Bewährungshelferin bei Neustart, Theaterpädagogin

Tanja Kaizar, Mag., diplomierte Gesundheits- und Krankenschwester, Lehrerin für Gesundheits- und Krankenpflege in der Fortbildung, Wien

Peter Malina, Dr., Zeithistoriker, Universität Wien

Klaus Ottomeyer, Mag. Dr., o. Univ.Prof. für Psychologie, Vorstand der Abt. für Sozialpsychologie, Ethnopschoanalyse und Psychotraumatologie an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt

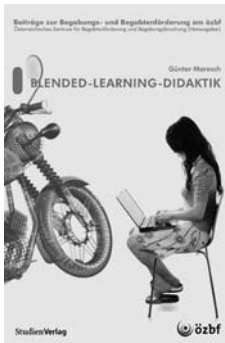
Karlheinz Simonitsch, Mag., freischaffender Künstler in Klagenfurt

Helmut Spitzer, Prof. Dr., Professur für Handlungsfelder der Sozialen Arbeit am Studienbereich Soziales der Fachhochschule Kärnten, Feldkirchen

Bernd Stickelmann, Prof. Dr., Hochschullehrer an der Fachhochschule Erfurt mit den Schwerpunkten Sozialpädagogik, Kinder- und Jugendarbeit, Gewaltprävention

LIEFERBARE TITEL

Nr.	Titel	Preis
40	Arbeit & Bildung	€ 4,40
42	Ästhetik	€ 4,40
45	Gewerkschaft	€ 5,50
47	Schuleinstieg	€ 4,40
48	Konsumenten	€ 4,40
49	Erinnerungsarbeit 1938/88	€ 5,00
51	Mozart 1789	€ 5,00
52	Bildungspolitik	€ 7,20
53	Sexualität	€ 7,20
56	Zweiter Weltkrieg	€ 6,40
57	Österreich-EG-Europa	€ 5,00
58	Museumspädagogik	€ 10,20
59	Analphabetismus	€ 5,00
60	Erziehungsziel Parteidisziplin	€ 5,00
61	Erziehung und Bildung III	€ 7,20
62	Community Education	€ 7,20
63	Feministische Pädagogik	€ 7,20
64	Schulautonomie	€ 10,90
65	Traumschule	€ 5,00
66	Österreichische Identität	€ 7,20
67	Lernwidersprüche	€ 7,20
68	Fremd-Sprachen-Politik	€ 7,20
69	Was Lehrer lesen	€ 7,20
70	Behindertenintegration	€ 10,90
71	Sexuelle Gewalt	€ 7,20
72	Friedenserziehung	€ 8,70
74	Projektunterricht	€ 7,20
76	Noten und Alternativen II	€ 7,20
77	Unabhängige Gruppen in der GÖD	€ 7,20
78	Neues Lernen – neue Gesellschaft	€ 7,20
79	Sozialarbeit & Schule	€ 6,50
80	Reformpädagogik	€ 8,70
81	Lust auf Kunst?	€ 8,70
82	Umweltwahrnehmung	€ 8,70
84	Verordnete Feiern – gelungene Feste	€ 8,70
85	Misere Lehre	€ 8,70
86	Erinnerungskultur	€ 8,70
87	Umwelterziehung	€ 8,70
88	Lehren und Lernen fremder Sprachen	€ 8,70
89	Hauptfach Werkerziehung	€ 8,70
90	Macht in der Schule	€ 8,70
92	Globalisierung, Regiona- lisierung, Ethnisierung	€ 10,90
93	Ethikunterricht	€ 8,70
94	Behinderung, Integration in der Schule	€ 10,90
95	Lebensfach Musik	€ 10,90
96	Schulentwicklung	€ 10,90
97	Leibeserziehung	€ 12,40
98	Alternative Leistungsbeurteilung	€ 11,60
99	Neue Medien I	€ 11,60
100	Neue Medien II	€ 10,90
101	Friedenskultur	€ 10,90
102	Gesamtschule – 25 Jahre schulheft	€ 10,90
103	Esoterik im Bildungsbereich	€ 10,90
104	Geschlechtergrenzen überschreiten	€ 10,90
105	Die Mühen der Erinnerung Band 1	€ 10,90
106	Die Mühen der Erinnerung Band 2	€ 10,90
107	Mahlzeit? Ernährung	€ 10,90
108	LehrerInnenbildung	€ 11,60
109	Begabung	€ 11,60
110	leben – lesen – erzählen	€ 11,60
111	Auf dem Weg – Kunst- und Kulturvermittlung	€ 11,60
112	Schwarz-blaues Reformsparen	€ 8,70
113	Wa(h)re Bildung	€ 10,60
114	Integration?	€ 10,60
115	Roma und Sinti	€ 10,60
116	Pädagogisierung	€ 10,60
117	Aufrüstung u. Sozialabbau	€ 10,60
118	Kontrollgesellschaft und Schule	€ 10,60
119	Religiöser Fundamentalismus	€ 10,60
120	2005 Revisited	€ 10,60
121	Erinnerungskultur – Mauthausen	€ 10,60
122	Gendermainstreaming	€ 10,60
123	Soziale Ungleichheit	€ 10,60
124	Biologismus – Rassismus	€ 10,60
125	Verfrühpädagogisierung	€ 10,60
126	Leben am Rand	€ 10,60
127	Führe mich sanft Beratung, Coaching & Co.	€ 10,60
128	Technik-weiblich!	€ 10,60
129	Eine andere Erste Republik	€ 10,60
130	Zur Kritik der neuen Lernformen	€ 10,60
131	Alphabetisierung	€ 10,60
132	Sozialarbeit in Vorbereitung:	€ 10,60
133	Privatisierung des österreichischen Bildungssystems	



Österreichisches Zentrum für Begabten-
förderung und Begabungsforschung (Hrsg.)

Blended-Learning-Didaktik

*özbF – Beiträge zur Begabungs- und
Begabtenförderung, Band 2*

136 Seiten, zahlr. Tabellen und Übersichtstafeln
€ 19,90/sfr 35,90
ISBN 978-3-7065-4550-1

Dieses Buch stellt ein didaktisches Blended-Learning Konzept für den modernen Unterricht vor, welches basierend auf den fundamentalen Ideen des jeweiligen Faches den Einsatz moderner Werkzeuge und neuer Medien (im Speziellen Lernplattformen) optimal nutzt.

Es werden die dem Prozess des Lernens zugrunde liegenden Paradigmen und allgemein- und mediendidaktische Modelle vorgestellt sowie deren Grundpositionen, aber auch Kritikpunkte und Schlüsse für das Lernen und Lehren eingehend erörtert.

Über ELCAD (e-Learning und Computer Aided Design), einem Forschungsprojekt des Österreichischen Zentrums für Begabtenförderung und Begabungsforschung (özbF), wird der Transfer des didaktischen Konzeptes in die Praxis des Unterrichtens dargestellt. Für den Leser werden die detaillierten Curricula und eine repräsentative Auswahl der Lernmaterialien vorgestellt, so dass der „rote Faden“ von der theoretischen Entwicklung des Konzeptes bis hin zur konkreten Umsetzung in die Praxis greifbar wird.

Die Herausgeber:

Das Österreichische Zentrum für Begabtenförderung und Begabungsforschung (özbF) in Salzburg ist nationales Zentrum und Impulsgeber für innovative Maßnahmen der Begabungs- und Begabtenförderung. In Zusammenarbeit mit Wissenschaftler/innen aus dem In- und Ausland stellt das özbF eine Verbindung zwischen aktuellem Forschungsstand und der Praxis her.

www.studienverlag.at

Elisabeth Furch/Harald Eichelberger (Hrsg.)

Kulturen Sprachen Welten

Fremdsein als
pädagogische Herausforderung



Elisabeth Furch/
Harald Eichelberger (Hrsg.)

Kulturen, Sprachen, Welten

Fremdsein als pädagogische Herausforderung

304 Seiten

€ 34,90/sfr 58,90

ISBN 978-3-7065-4540-2

Die aktualisierte Neuauflage – mit besonderem Schwerpunkt auf „Interkulturalität“ – gibt Einblick in die Lebenswelt von Menschen mit unterschiedlichen Kulturen, Sprachen und Welten, aus inner- und außereuropäischen Ländern. Die angesprochene Gruppe sind Menschen, die mitunter bereits in unserem Land geboren wurden, jedoch nach wie vor „nicht dazu gehören“ – v. a. aus juristischer und politischer Sicht. Die Beiträge auf den Gebieten „Migration“ und „Interkulturalität“ fokussieren zumeist auf junge Menschen mit Migrationshintergrund im schulischen und außerschulischen Kontext.

Neu hinzugefügt wurde das Kapitel „Aktuelle Forschungsbefunde“, in dem neueste Erkenntnisse zum Thema von namhaften Forscherinnen und Forschern, vornehmlich aus Österreich, in aller Kürze dargestellt wurden.

Aus einem Puzzle entsteht so ein Gesamtbild über interkulturelles Handeln in diversen pädagogischen Arbeitsfeldern. Dies setzt u. a. auch bei der eigenen Betroffenheit an und soll sensibel machen für das eigene pädagogische Handeln in einem wie auch immer gearteten interkulturellen Umfeld, nachdenklich stimmen in Bezug auf Sprachlosigkeit und die damit zusammenhängende kompliziert erscheinende Kommunikation.

Die HerausgeberInnen:

Elisabeth Furch, Dr., Professorin an der Pädagogischen Hochschule des Bundes in Wien, Forschungsschwerpunkte: Bilingualismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit, Zweisprachigkeit, Mehrsprachige Kinderliteratur, Cultural Awareness, Empirische Studien.

Harald Eichelberger, Dr., Professor für Erziehungswissenschaften und Unterrichtswissenschaften mit den Forschungs- und Arbeitsschwerpunkten Unterrichts- und Schulentwicklung und Reformpädagogik an der Pädagogischen Hochschule des Bundes in Wien.

www.studienverlag.at